



Berlin, den 22. Oktober 1898.

Schehersad.

Ueber das Goldene Horn hin lohten die Freudenfeuer, tauchten die theodosianischen Mauern in röthlich glühenden Glanz, sandten an der Kuppel und den Minaretten der Hagia Sofia helle Feiertagsgrüße empor, strahlten auf die bunte Flaggenparade der im Hasen liegenden Schiffe herab und spiegelten sich fern noch im Bosporus und bei den Prinzeninseln im Marmarameer. Nur die winkligen Viertel, wo im engen Gewirr schmutziger Gäßchen die Griechen, Armenier und Juden kümmerlich hausen, verdeckte gnädig das Dunkel dem entzückt in die lichte Pracht starrenden Blick. Konstantins Stadt hatte sich zu der Feierwoche geschmückt, herrlicher noch als sonst zum Weiramsfest, der Unrath, der sich in den Straßen am Alltag zu Bergen häuft, war sauber weggekehrt, süße Düste durchwehten die laue Luft und auf dem Altmeidan hemmten jung welkende Blumen des Wanderers Fuß. Wie ein Rausch lag es über Stambul, dessen Bewohnern das strenge Wort des Propheten den Rausch doch verboten hat, — wie ein leichter, wehloser Rausch, der aus dem Anblick von Farben, Lichtglanz und jauchzenden Massen entsteht. Ins alte Byzanz, an das nur noch Trümmerstätten erinnern, ward der Sinn des Betrachters zurückgelenkt, in die frühen Tage der oströmischen Christenheit, da Nikephoros Phokas als triumphirender Sieger und vergötterter Basileus in Konstantinopel einzog, auf goldenen Sandalen, den Leib mit goldenen Binden umschnürt, das Kreuzzepter in der Rechten, in der Linken die purpurne Akasia mit dem Staub von geweihten Gräbern, dem Symbol der Auferstehung. Hat der Märchentraum jener Tage sich nach einem Jahrtausend noch einmal erneut? Auf der Hauptkuppel der Sophienkirche prangt Mu-

rads bronzenen Halbmond und im Innern künden zwischen Marmor und Porphyr große grüne Schilde die dem Islam heiligen Namen des Propheten und der vier ersten Kalifen, künden, daß Mohammed, der den Sieg seiner Sekte über die Byzantiner nicht mehr erleben sollte, in seiner Hauptstadt noch herrscht. Und der Basileus, den nun die Freudefeuer begrüßen, für den die Blumen gepfückt, die Glendspuren weggekehrt, die Lüfte mit Wohlgerüchen getränkt sind, kommt nicht als stolzer Ueberwinder, sondern als friedlicher Gast des Grohherrn aller Gläubigen. Der Franken mächtiger Kaiser fuhr mit der Kaiserin und einem Troß reisiger Männer übers Meer, um vor dem prunkvollen Pilgerzug in die Heimath des Christenglaubens die Hand des Türkenkultans zu drücken... Soll der Islam solchem Beginnen nicht dankbar entgegenjauchzen? Er galt schon als dem Verfall, dem sicheren Untergange geweiht; seit im Osmanenreich die Christen in Schaaren geschlachtet waren, schien die Stunde nah, wo der letzte Enkel der Horde Bajesids aus Europa vertrieben sein würde. Da rockte Germaniens Herrscher den Arm, gewährte den Muselmanen im Kampfwider die Griechen stärkeuden Schutz und nannte den Padiſchah seinen Freund. Deshalb hat Konstantins alte Stadt sich festlich heute zum frohen Empfang geschmückt, deshalb tönt der Jubel des Volkes besonders laut in der Nähe des Nerassim-Kiosks, wo, in einem wie von stinken Feenhänden über Nacht gethürmten Zauberschloß, den frommen Christenkaiser neben der frommen Kaiserin im Bereich des Halbmondes, dem das Kreuz weichen mußte, nach des Tages Last erquickender Schlummer laben soll.

Ein deutscher Krieger streift dort einsam umher. Ihn lockt nicht der Schlaf; stärker ist die Lust, sich in der fremden, bunten Welt ungestört umzuschauen. Vom Schwarzen Meer weht ein kühler Wind herüber. Den von Wein, südlicher Sonne und fröhlicher Rede erhitzten Wanderer fröstelt; er knüpft den grauen Mantel zu, schlägt den Kragen hoch, daß er bis ans Kinn des feinen, schmalen Blondkopfes reicht, und schreitet rüstig aus. Zwischen einzelnen Prachtgebäuden sieht er elende Lehnhütten, Brandstätten und Trümmerhaufen, sieht er die dunklen Winkel des vom Lichtglanz verschönten Stadtbildes. Mählich zerflattern die süßen Düste, ein herber Nasgeruch steigt aus dem Boden heraus und mischt sich üblen Speisedünsten und dem saden Hauch der wellenden Blumen. Der Jubel verhallt; die Massen sind müde und suchen ihr Lager auf; das Festkleid beginnt leise zu modern. Eine verfallende Welt, die seit Jahrhunderten schon kein kräftiges, eigenes Leben mehr kannte, das Heim eines versklavten

Volk, das der Menschheit nie ein wichtiges Wort zu sagen hatte und nun, untüchtig zu jeder gefunden, vorwärts führenden Entwicklung, nach dem Befehl des Propheten die Fasten hält, Gebete lasst und nach Mekka blickt. Keine freie Geistesregung, keine Sehnsucht nach einem Wirken ins Weite; nur ein dumpfes Hindämmern von einem zum anderen Tag. Wohin das Auge blickt: überall ein erborgter, unechter Glanz. Den Truppen fehlt der Sold, die Beamten sind, um sich zu nähren, gezwungen, mit List oder Gewalt den Bürgern die letzte Münze abzupressen, der geringe Rest der Volkskraft erlahmt unter der Steuerlast, — aber die Herrenlaune des Sultans verstreut Schätze, um ein Fest zu rüsten, wie das Abendland es in seinen reichsten Epochen nicht sah... Und doch kann der in strenger nordischer Sitte erwachsene Jüngling der weichen, einflussenden Zaubermacht des Orients nicht widerstehen. Nirgends schreckt ihn ein Seufzer, ein Jammerruf; dieses Volk lebt und stirbt lautlos, ohne Klage und Vorwurf. Allah will es, der Große, und Mohammed ist sein Prophet. Sanft plätschert das Wasser an die Küste; leise weht der Nachtwind über die üppig gebieghenen Pflanzen; hier und da fauert in dichtem Tabaksqualm ein schweigsamer Muselman vor seiner morschen Hütte; und durch das dünne Holzgitterwerk der vornehmen Häuser glaubt der Wanderer die Athemzüge schöner, mit Rosenöl gesalbter Schläferinnen zu hören, die der feiste Eunuch im nächsten Augenblick vielleicht auf das Lager des lästern erwachenden Gebieters ruft.

Am Thor von Top-Kapussi rastet der blonde Krieger. Hier drangen die Türken stürmend einst in Konstantins Stadt, hier fiel der letzte Palaeologe. Eine schlechte Ruhstatt für einen Christen, der von Luther gelernt hat, daß ein Tod im Türkenkrieg „zu suchen wäre an der Welt Ende, wenn das Stündlein da ist.“ Weiter; nach Solimans Moschee. Der Friedhof, ein prangender Garten, ist offen und der Franke steht vor den Grabmalen Solimans und Roxolanes, steht und sinnt und kann das Schlüsselwort zu dieser schlummernden Wunderwelt nicht finden, die so schön ist und doch so arm, so bunt und in ihrer Buntheit dennoch so sahl... Da schleicht auf zierlichen Füßen eine verschleierte Schöne herbei. Ihr Haar duftet nach arabischen Narden, auf ihrem seidnen Gewand und unter dem zarten Gewebe, das Hals und Arme verhüllt, glitzern köstliche Steine. Will sie am Grab der Sultantin beten? Oder ist sie in schwüler Laune dem blonden Fremdling gefolgt, den der straffe Gang schon als Franken verrieth? Ruhig, als bannte kein Herrrengelot sie in den Harem, setzt sie sich neben Roxolanes Gruf in den feinen Sand, schlägt den Schleier zurück, blickt dem Germanen-

Krieger ins stauende blaue Auge und nennt ihren Namen. Schemersad ist, die Märchenerzählerin. Tausendundeine Nacht hat sie mit ihren Geschichten einst dem schlummerlosen Statthalter des Propheten verkürzt; nun will sie dem Fremden die Wunderwelt deuten, die er in seinem Sinnen eben noch schmähte. Von Chosruscha spricht sie, von Harun al Raschid und Sindbad und von der unvergänglichen Nacht und Herrlichkeit des islamitischen Reiches. Ihr Haar duftet süß und die Musik ihrer Glieder begleitet die Rede.

Während sie spricht und mit silberner Stimme sonnige Bilder malt, auf denen Prachtpaläste zwischen guldernen Mauern himmelan ragen und gepuzte Menschen in seiner Genußfreude schwelgen, entsteht in der Seele des stumm lauschenden Mannes aus dem Norden ein anderes Bild. Auch seinem Auge taucht eine orientalische Stadt aus dem Nebel. Eine kleine, armsüßige Stadt mit winzigen Häuschen, über die im Winter ein kalter Wind hinsegt. Die Umgegend ist lieblich, das Volk von heiterem, zutraulichem Wesen und die Frauen, die sich abends zum kurzen Plauderstündchen um den Brunnen versammeln, zeigen den syrischen Typus all in seiner schmachttenden Grazie. Der Horizont ist in der Thalsalte beengt; wenn man aber höher steigt, sieht man die schöne Linie des Karmel, die rundliche Fülle des Tabor, das Jordantal und die Hügel des Landes Sichem. Nach Norden hin dringt der Blick bis zum Hermon, im Süden reicht er bis nach Samaria und dem dürren, traurigen Judäerlande. Da ist keine Pracht, kein Goldglanz und kein bunter Brunk. Und doch lebt und wirkt da nach neunzehnhundert Jahren noch Etwas, das den frommen Lamartine in den Staub riß und ihn das blaue Felsgestein andächtig küssen ließ. In diesem Boden ruht das Gebein Josephs, des Zimmermannes, ruht das Sterbliche der ungezählten, unbekanntenen Nazarener, die niemals die enge Stadtgrenze überschritten. In dieser lachenden und doch großartigen Landschaft lehrte der Hazzan den Knaben Jesus am Quell aller Weisheit den ersten Jugenddurst stillen. Kein Freudenfeuer lohte über die esdrelische Ebene und lockte zur Festtagslust, aber das große, reine Licht stieg von dort der Menschheit empor und die frohe Botschaft rief das Gewimmel der Armen herbei, — rief Jeden einzeln zu individuellem Werk. Die Christenlehre hätte nicht die Judenheit und Rom überwunden, das Christenthum wäre nie geworden, was es ward, wenn es nicht Jedem eine persönliche Sache gewesen wäre, eine Gewissensangelegenheit, die der Einzelne still nur mit sich selbst auszumachen hat. Statt der römischen und jüdischen Dogmen, in deren dumpfen Hohlirzellen frei geborene Geister luftlos verkümmern mußten, bot es den Gläubigen ein weithin sich

streckendes Feld, das Jeder aus der Gemeinde nach eigenem Gefallen anbauen durfte. Auf diesem unirdischen Felde schaltete kein Herrscher: Brüder schufen da einträchtiglich neben einander und bereiteten sich nach des Tages Arbeit für die kommende Herrlichkeit, die Jeder wiederum anders träumte. Armer Leute Kind und selbst sein Leben lang arm war der Milde, der die Menschen aus irdischen Banden lösen und zu einer höheren Geistesgemeinschaft vereinen wollte; er brachte ihnen nicht zeitliche Schätze, aber die innere Freiheit und die Gleichheit vor seinem Gott, nach dem Wort des Galaterbriefes: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn Ihr seid Allzumal Einer in Christo Jesu.“ Für diese beseligende Gewißheit, die den neuen Glauben Roms Herrschern verhaßt machen mußte, litten und bluteten die Galiläer und durch sie ward ihnen nach Martern und Qual endlich der Sieg. Damals lockerte sich der Goldreif auf dem Haupt der Caesaren; und der nordische Dichter, der im Christenreich sehned die Hellenensonne suchte, hat dem Born und der Angst der vorher Allmächtigen den Ausdruck gefunden, als er den Apostaten unter den Trümmern des Apollotempels stöhnen ließ: „Dieser Jesus Christus ist der größte Auführer, der je gelebt hat. Brutus und Cassius mordeten nur den einen Julius Caesar, er aber mordet Caesar und Augustus überhaupt. Oder ist an einen Vergleich zwischen Kaiser und Galiläer zu denken? Ist für Beide zusammen auf der Erde Raum? Und der Galiläer lebt, so fest auch Juden und Römer sich einbildeten, ihn getödet zu haben; er lebt in den auführerischen Herzen der Menschen, in ihrem Troß und Hohn gegen alle sichtbare Macht. Sieh dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist! Niemals hat Menschenmund ein tödliches Wort gesprochen. Was lauert dahinter? Was und wie viel kommt dem Kaiser zu? Dieses Wort ist wie eine Streitkeule, die dem Kaiser die Krone vom Haupte schlägt.“ Kein Chosruscha und kein Harun al Raschid hat mit seinem Propheten je so zu hadern gehabt; die Khalifen durften vergnügt über dumpfsinnige Sklaven herrschen, durften die Männer morden und die schönsten Jungfrauen für ihr Bett mästen und salben. Der Prophet vertrug sich stets mit dem Padijschah. Die Männer frohndeten weiter, die Frauen sicherten und naschten, pfl egten den Leib und lernten von schlauen Alten verbuhlte Künste oder kürzten durch Märchen dem Herrn die schlaflose Nacht... Der Islam faulte, das Christenthum erwuchs zu ungeahnter Kraft. Die Stadt Konstantins, den sehr weltliche Gründe zum unfreiwilligen Bekenntniß des Galiläerglaubens trieben, mag sich in das bunteste Festgewand hüllen: ihrem starren

Boden entspricht kein der Menschheit nützlicher Keim. Nazareth lebt uns und Konstantinopel modert in geliehener Pracht.

Was erst nur den horchenden Sinn umfing, hatte sich dem Germanen bald auf die bärtige Lippe gedrängt. Er sprach nun; und Schehersad lauschte, wagte nur manchmal schüchtern in Flüsterlauten noch einen Einspruch. Er wußte Besseres zu berichten als Sindbads Abenteuer und die anderen Märchen aus Tausendundeine Nacht. Vom Papst Urban und vom byzantinischen Kaiser, der das Abendland gegen die heidnischen Selbschuken aufrief, redete er, von Biacenza und Clermont, von Gottfried von Bouillon und Welf von Bayern. Wie die Massen in einem Begeisterungstaumel der Kreuzfahne folgten, um das Heilige Land von den Ungläubigen zu säubern, seit in Clermont zum ersten Male der Ruf ertönt war: Deus lo volt! Wie später Bernhard von Clairvaux mit der Macht seines feurigen Willens die Geister entflammete und nicht Ludwig von Frankreich nur, — nein, auch den lange dem Plan abholden Deutschen König Konrad in den Christenkampf trieb und wie, allen Unbilden und üblen Erfahrungen zum Trotz, bis in die Tage Ludwigs des Heiligen der Wunsch wirksam blieb, zu dem der Weg schon in dem Wort des Lucasevangeliums gewiesen war: „Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolget, Der kann nicht mein Jünger sein.“ Der Germane sprach; und ihm wurde in der Nachtfühle warm. Er warf den grauen Mantel neben sich in den Sand und sprach von dem Kreuz, von der Liebe, deren Leben spendender Strahl im rauhen Norden solche Wunder wachsen ließ.

Murads bronzenener Halbmond blinkte von der Höhe der Hagia Sofia herab. Langsam verglommen die Freudenfeuer. Der fromme Christenkaiser ruhte im hastig aus dem Boden gezauberten Märchenschloß längst wohl schon neben der Kaiserin im stärkenden Schlaf. Verblichen war nun der Glanz, still und traurig lag die vor ein paar Stunden noch von heiterem Leben erfüllte Stadt und nur ein Bettler schlich mitunter einher, um in den öden Straßen einen Knochen, eine verlorene Münze zu suchen. Neben dem nordischen Krieger kauerte noch das süß duftende morgenländische Weib. Der schwarze Blick starrte thränenlos auf das Grab der Sultantin. „Wie war das seltsame Wort? Wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolget...“ Schehersad löste die Perlen aus ihrem Haar, das glitzernde Geschmeide von ihrem Kleid, schlug den Schleier vor das bleiche Gesicht und stand auf, um beim Dämmern des neuen Tages den Siechen und Armen Trost und Hilfe zu bringen.



Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft.*)

Wie fängt es Reinhold an, die gegenwärtig „wichtigste Aufgabe des öffentlichen Lebens in Deutschland“ zu lösen, d. h. den Sozialismus der Gelehrten theoretisch und praktisch loszuwerden? Das geschieht sehr einfach. Reinhold stellt gegen uns den „wirklichen Menschen“ wieder her, indem er „die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft“, die Kräfte, die den wirklichen Menschen in seinem wirtschaftlichen Thun und Lassen bestimmen, zur Kenntniß und Nachachtung bringt. Die bewegenden Kräfte des wirklichen Menschen Reinholds sind nun zwei metaphysische „Dinge an sich“, eine Hölle- und eine Himmelsmacht. Nämlich erstens der alle Kraft- und Lebensäußerung bewirkende „Wille“ als „Weltbespot“, der nicht nur auf zwanzig Seiten besonders beschrieben, sondern auch sonst hundertmal „wie Banquos Geiß“ heraufbeschworen wird; diese erste der zwei bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft ist stets „lebendig und weiter wüthend“, wird auch die „Urkraft der Welt“ genannt, ist in alle Individuen, Thierleiber, Pflanzenkörper und Zellen — wohl auch in die Molekeln und Atome der anorganischen Welt — zerstreut; er unterhält in allen Wesen das doppelte Feuer unbändigen Freiheitsdranges und unerfülllicher Habsucht und bestudet sich im „Primat“ über die Intelligenz. Dazu kommt die zweite bewegende Kraft der Volkswirtschaft, nämlich „die Idee“ im Sinn Hegels, die den Weltbespoten, den absoluten Willen, wenigstens in unseren Tagen, in der noch näher zu bezeichnenden Weise sich angeblich verflacht. Der wirkliche Mensch Reinholds ist Beides zugleich, absoluter Wille und absolute Idee, in ihm sind die beiden jenseitigen Gewalten ohne Möglichkeit einer Ehescheidung verköpelt; der wirkliche Mensch Reinholds ist ein siamesischer Zwilling des Jenseits im Disseits. Er ist „das Gefäß aller Dämonen, zugleich leidend und Schmerz bereitend“, „eine Lichtgestalt der Idee und ein aus dem Himmel gestürzter Teufel“. Vor den Konsequenzen dieser harmonischen Grundanlage des „wirklichen Menschen“ hat der nach Reinholds Phantasie stets im Widersprüche sich wälzende „Gelehrten-Sozialismus“ das Gewehr zu strecken. Und der Gelehrten-Sozialismus wird nicht umhin können, zu gestehen, daß er diesen „wirklichen

*) S. „Zukunft“ vom 1. und 8. Oktober 1898.

Menschen“ Reinholds nie zuvor gesehen hatte, als er sich zu dem „geräuschvollen Schwindel“ der Sozialreform fortreißen ließ. Wahrscheinlich hat Keiner von uns Fünf weder die Lichtgestalt der Idee noch das Gefäß aller Dämonen, den vom Himmel gestürzten Teufel im Menschen, während seines ganzen Lebens je einmal gesehen; von mir persönlich kann ich Das ganz bestimmt versichern. Desto mehr werden wir, wie ich meine, berechtigt sein, von Reinhold den Beweis dafür zu verlangen, daß sein, nicht unser Mensch, „der wirkliche Mensch“ ist.

Was ist denn unser „wirklicher Mensch“? Er ist weder Engel, noch Teufel, noch Beides in einer Person, noch bald das Eine, bald das Andere, sondern eben der Mensch der empirischen Individual- und Sozialpsychologie, die ihr Garn nüchtern auf dem Himmelskörper der Erdenklöße laufen läßt, und auch nicht eine Treppe hoch, in den Himmel oder in die Hölle der reinholdischen Metaphysik, sich versteigt. Der wirkliche Mensch ist uns erfahrungsgemäßer Wille, Intellekt, Gemüth, eingeschlossen in den höchst organisirten Leib, den die Erden schöpfung hervorgetrieben hat, mit starken, aus seiner organischen Naturheit nothwendig hervorbrechenden Trieben, ein Wesen, in dem zwar nach Schiller Hunger und Liebe stark genug walten, um allein schon das soziale Getriebe im Gang zu erhalten, aber auch ein Wesen, das immer intelligenter wird und immer mehr einseht, daß „die Bejahung des Willens zum Leben“ bei vereinter Führung des Daseinskampfes, bei Arbeitstheilung und Arbeitvereinigung, kurz bei der Sozialökonomie am Besten fährt, jedenfalls viel besser als beim immer „weiter Wästen“ des Willens jedes Einzelnen für sich, besser als beim „Kampf um die Weide“, endlich ein Wesen, das, indem es durch fortschreitende Intelligenz dem Willen zum Leben immer größeren Spielraum erobert und von der bestialen, isolirten zur nicht bestialen, gemeinsamen Führung des Daseinskampfes sich langsam und nicht ohne arge Rückschläge erhebt, auch von jenem praktischen Idealismus sich erfüllen läßt, der geistreich „die Wirklichkeit auf Distanz“ genannt worden ist, aber allerdings nicht die reinholdische „reine Wirklichkeit“ der Idee Hegels bedeutet. Diesen unseren wirklichen Menschen hätte Reinhold doch wirklich als Hirngespinnst unserer vom Weltdespoten und von der absoluten Ide verlassenen Phantasie nachweisen müssen, damit die von uns verführte Gegenwart desto mehr an Reinholds wirklichen Menschen glaube und sich von der vollendeten Richtigkeit des „Gelehrten-Sozialismus“ desto leichter überzeugen lasse. Diesen Beweis hat er jedoch gänzlich unterlassen. Ob ihm die Trauben zu sauer waren? Ich will darüber noch nichts sagen. Ob Reinhold seine Methode der metaphysischen Heischungen vom Willen und von der Idee für unsere so wahngläubige Zeit des Beweises nicht mehr bedürftig erachtete? Ich kann darauf erst später antworten. Zunächst muß ich die metaphysische Zwidmühle,

in der wir von Reinhold, wie Marx und Moritz am Schluß ihrer Schandthaten, gemahlen werden, den Lesern vorführen.

Da ist die erste bewegende Grundkraft, der Wille. Er ist durchaus nicht nur menschlicher Wille, er ist Weltwesen, wirklich der „Weltdespot“, und geräth sich durch die verschiedenen Erdenwesen, in die er zerstreut ist, überall selbst in die Haare; der gute alte Gott, der die ganze Welt geschaffen und erhalten hatte, erscheint da vollständig entthront. Ich will Reinhold selbst reden lassen: „Der Wille hat als Keim, als Zelle, den immanenten Drang, zu wachsen und alles fremde Leben zu verdrängen. Er sucht als Pflanze so viel Nahrung aus dem Boden zu ziehen, wie er kann. Die anderen Wesen haben, mit dem selben Trieb begabt, das volle Recht, ihm entgegenzuwirken, aber jener Druck und Drang bleibt. Er ist in ewiger Spannung vorhanden. Der primäre und absolute Wille ist der Gott der Wirtschaft: allgegenwärtig und allmächtig, so lange ihm nicht Neben- und Gegengötter entgegenstehen. Er vollzieht das Gesetz seiner Natur, wenn er vordringt und Alles verschlingt oder unterjocht.“ Also auch auf dieser schlechten Erde ringt der Hauptgott mit widerspenstigen Neben- und Gegengöttern, die von Freiheitdrang und Habsucht gleich sehr befallen sind. Ich habe gar nichts dagegen, wenn Reinhold metaphysisch nach der Einheit des Weltgrundes sich umsieht, ob man diesen nun Willen, Substanz, Unbewusstes, Urkraft oder sonstwie nennen will. Etwas Anderes aber kann ich bei dieser neuen Grundlegung der Nationalökonomie nicht begreifen: daß Reinhold die besondere Art, wie der absolute Wille im Menschen walidet, einer besonderen Beachtung kaum würdigt. Daß der absolute Wille in dem Menschen auf eine ganz eigenthümliche Weise „vordringt“, daß der menschliche Wille „den immanenten Drang, zu wachsen und alles fremde Leben zu verdrängen“, gerade durch Zusammenstehen zu Schutz und Production und durch eine nach der Leistung bemessene Vertheilung der Produkte vereinigter Lebensarbeit auf das Wirksamste geltend machen kann, daß für den Menschen wenigstens das Mit- und Füreinanderarbeiten am meisten Leben, ein nicht gerade höllisches Leben, sondern auch eine von nur sehr Wenigen gern aufgegebene angenehme Gewohnheit des Daseins ergiebt, daß die kapitalistische Volkswirtschaft das höchste Maximum von Leben gegen geringere Kraftopfer und Mühen ergiebt, als es je in einer früheren Epoche der Fall gewesen ist, und zwar gerade nach Auffassung des „Gelehrten-Sozialismus“: diese Kleinigkeit kommt für Reinhold nicht in Betracht. Bisher haben alle Nationalökonomien nach ihrer Erfahrung vom wirklichen Menschen geglaubt, daß es eine Sozialökonomie gebe, daß der Kapitalismus hochgradige Sozialökonomie darstelle. Nach Reinhold ist diese Annahme eigentlich eine Verirrung von mir und von Adolph Wagner. Die Annahme, daß in der Art der Führung des Daseinskampfes mit der Natur

und zwischen den Menschen ein Fortschritt vom Bestialen ins weniger Bestiale eingetreten sei, ist nach Reinhold, obwohl er diese Annahme gelegentlich selbst auf das Bestimmteste ausspricht, eine „Fälschung“ von uns und „wider die Wahrheit der Dinge“. Der „primäre und absolute“, der immer „weiter wäsende“, „verschlingende und unterjochende“, „atomistische“ Wille, ist „der Gott der Wirtschaft“ allen „Neben- und Gegengöttern“ gegenüber.

Die Volkswirtschaft ist nach Reinhold sozusagen eine grauenhafte permanente Götterschlacht auf Erden, von der vielleicht nur die pergamenischen Alterthümer zu Berlin eine Vorstellung, wenn auch nur eine allegorische, ermöglichen. Und Alles nach der Natur des „wirklichen Menschen“! Das durch den Weltdespoten „grauenhafte Wesen“ bleibt immer mit sich so im Einklang, „daß wir von ihm nichts Gutes erwarten können,“ daß der Mensch „ein cynischer Selbstzüchtling ist und daß er Dies ewig bestreiten wird“, — worauf ich, was Reinhold betrifft, noch zurückkommen werde. Und doch ist dieser cynische Selbstzüchtling, wenn Reinholds Motto ernst gemeint ist, „ein geborener Idealist“. Ganz besonders *fin de siècle*; denn nach Reinholds Vorwort „liegt in der an allen Stellen gesteigerten Mitarbeit fühlender, wollender, über die eigene Enge hinaus wachsender und das Beste suchender Menschen die eigentliche Größe unserer Zeit und die Freude am Dasein.“

Die „gelehrten Sozialisten“ können hiernach die selbe Freude auch an Reinhold haben; denn von den das Beste suchenden Menschen wird er uns nicht gerade ausschließen wollen. Und darum soll nicht Reinholds Pessimismus und Weltdespot, sondern sein Optimismus und sein Arbeiten mit der Idee hier zuerst der Kritik unterzogen werden.

Der Optimismus, in den sein Pessimismus ausklingt, ist nicht zu begreifen, wenn man darüber Reinhold sich nicht selbst aussprechen läßt. Deshalb, und um sich zu vergewissern, ob auch Wolle dahinter ist und nicht nur leeres Stroh zum Schein gedroschen wird, muß dem Optimismus Reinholds scharf auf den Grund gesehen werden. Den Worten und Kernsprüchen nach ist nun der sozialreformatorsche Idealismus in einem Grade zu finden, gegen den aller Reformidealismus der gelehrten Sozialisten verblaszt, jedenfalls nur eant ist. Dieser Optimismus ist sogar entschieden staatssozialistischer Art; denn durch den Staat will „die Idee“ dem alten bösen Weltdespoten sich vermählen; daß die Größe unserer Zeit eine idealistische nach dem Vorwort ist, wurde schon angeführt. Schon auf Seite 60 heißt es weiter: „Der Politik entgeht kein Gebiet des praktischen Lebens, sie kann die in der Gesellschaft atomistisch oder in Gruppen (also auch nicht atomistisch?) sich bekämpfende Welt des Willens nach vorbildlichen Ideen gestalten“; „politische Schöpferkraft zwingt dem Wollen sein eigenes formales Gesetz und dem sicher wirkenden Mechanismus auf, der wie eine Maschine als ‚eiserne Vernunft‘

wirkt.“ An anderer Stelle drückt sich diese „eiserne Vernunft“ des staatssozialistischen Optimismus bei Reinhold weiter wie folgt aus: „Die ungeheure Entwicklung der gerade auch im Sozialismus erscheinenden Idee der genossenschaftlichen Gemeinschaft hat der klassischen Staatsidee einen neuen weltgeschichtlichen Impuls gegeben, dem dringenden niederen wie höheren Bedürfnis und seiner gemeinsamen Verwirklichung einen entschiedenen Zug auf das Diesseits angewiesen.“ Ferner: „Im Bewußtsein des ausgehenden Jahrhunderts wird sie (die Politik) gefordert von der Welt des Willens wie von der Welt der Vorstellung. Die Begierde und die Idee sind im Bunde, um ein wohllicheres Haus für Alle einzurichten. Ueber den hier drängenden Willen braucht kein Wort gesagt zu werden. Aber die Gewalt des Gedankens und der unwiderstehliche Reiz des vorgestellten Idealbildes erweisen sich hier wieder als weltbewegende Mächte. Die Ideen des Entwicklungsgesetzes und des sozialen Gesetzes entsprechen dem immer stärker werdenden inneren Gebot der rationalen Lebensgestaltung. Die Herrschaft der Vernunft wird dem modernen Geschlecht immer mehr ein Glaubenssatz. Man läßt sich die Ueberzeugung nicht rauben, daß ‚ein allmähliches Sichheraufarbeiten der höheren psychischen Kräfte über die niedrigen, der humanen über die animalischen stattfindet‘. Die aus der freien Weltbetrachtung entwickelten Ideen erscheinen der Menschheit als ein Sittengesetz, das seine soziale Verwirklichung im Staat fordert. So ist es denn aus inneren Gründen erklärt, weshalb alle moderne Entwicklung immer mehr dahin drängt, Politik zu werden und eine umfassende, von bewußtem und einigem Willen geleitete Lebensgestaltung, die im Staat und in der internationalen Völkergemeinschaft Stoff und Form zugleich findet.“

So überschwänglich optimistisch hat kein Staatssozialist — ein solcher bin ich nie gewesen — von der Leistungsfähigkeit der Sozialpolitik geredet, Reinhold spricht es aber auf einer der letzten Seiten seiner Schrift in gesperrter Schrift nochmals aus: „Die große und schwere Aufgabe der Gegenwart besteht darin, auf dem Grunde des theoretischen Pessimismus einen praktischen Optimismus zum Durchbruch zu bringen, der sich zugleich muthig an die speziellen Probleme der Zeit heranmacht und nie das Gefühl seiner Schranken verliert.“ Da hätte uns wirkliche Menschen Reinhold nicht mehr damit zu ängstigen gebraucht, daß „nichts nöthiger ist als die von Kant gezeigte Höllensfahrt des Geistes.“

Ich muß Reinholds Optimismus noch weiter reden lassen, um zeigen zu können, ob er prinzipiell berechtigt ist, mir Fälschung „wider die Natur der Dinge“ deshalb vorzuwerfen, weil ich einen geschichtlichen Fortschritt in der Art der Führung der menschlichen Daseinskämpfe vom Bestialen zum minder Bestialen annehme. Da heißt es, und zwar in der programmatischen

„Schlußrechnung“: „Der zugleich scheue und gewaltthätige Barbar, der blut- und heutigieriger Feind entwickelt sich zu dem berühmten politischen Geschöpf, das die Idee des Rechtes und des Staates erzeugt, die ihn von den Thieren in eine Welt der Sittlichkeit emporhebt. Auf dem gegebenen Boden des Willens und angesichts der urkundlich bezeugten Geschichte ist diese Wiedergeburt und Verklärung des Menschen als Geistwesen so überwältigend, daß in der That nicht abzusehen ist, bis zu welcher Höhe jene Entwicklung steigen kann und wie weit die auf diesem immer besser gebahnten Weg begonnene heilige Pilgerreise geht.“ Und weiter: „Die Summe des Willens ließ ein däßeres Bild und eine im Sinn des Menschenfreundes hoffnungslose Sache zurück. Da bligte in dieser Welt dunkler und dämonischer Triebe das Licht der Idee, der Wille erfüllte seine Welt mit immer reicheren Bildern und brachte es bis zur Umkehrung und Verneinung seiner selbst, bis zu dem unglaubhaften und doch wahren Zustande, wo die Vorstellung den Dienst des Willens verläßt, wo der edle Sklave den Herrn überwindet. Diese transszendente und oft pathologische Erscheinung interessiert als Ausnahmefall in der Fachwissenschaft des Selbstinteresses, der Nationalökonomie, wenig, erfordert aber eine gespannte Betrachtung, da sie die auch in ihre materielle Welt hineinwirkende ungeheure Macht der Idee zeigt. Auch unterhalb der sublimen Höhe wirkt sie Wunder. Die Frage, wie weit diese Wunder gehen, wie weit unter der Herrschaft der Idee der sinnliche und feindselige Wille in einen sittlich bestimmten und sozialen umgewandelt werden kann, ist das nunmehr von der anderen Seite zu betrachtende Grundproblem der Volkswirtschaft. Dies ist der ungeheure Streit der Gegenwart, der ihm als eine immer kolossaler werdende Schuld der früheren Jahrhunderte, als ein Postulat des Willens, überwiesen worden ist.“ Und darauf wird die Ueberlegenheit der deutschen über die englische Nationalökonomie zurückgeführt in Worten, die für uns „gelehrte Sozialisten“, auch für die im Vorwort Reinholds hart angefaßenen „Sozialethiker“, für Alle, die je die Idee der Gesellschaft als Organismus verbrochen haben, endlich für jene gefährlichen Menschen, die auf den „neuenglischen Evolutionismus“ faule Fortschrittswechsel längster Sicht trassiert haben, nicht schmeichelhafter lauten könnten. Was sind denn alle diese Bösewichter des Vorwortes, die nun im Dienst der absoluten Idee arbeiten, Anderes als „gelehrte Sozialisten?“ Nun wissen wir es: wir befinden uns auf „der heiligen Pilgerreise“. Der Bliß ist aus dem „von der Wolke ewiger Gedanken umwallten Berg Sinai“, auf den mich Reinhold geschmackvoll versetzt hat, auf uns herabgefahren.

Ich gestehe, daß mich dieser Berge versetzende Optimismus Reinholds, dem zufolge die edle Sklavin Idee ihren Herrn, den bösen Willen, überwindet, „zur Umkehrung und Verneinung seiner selbst“ bringt, und zwar durch ein plötzliches

„Bligen“ der Idee „in dieser Welt der dunklen und dämonischen Triebe“, im ersten Augenblick geradezu verblüfft hat. Ich habe es zunächst überhaupt nicht verstanden, weshalb Reinhold die absolute Idee als zweite bewegende Grundkraft in die Volkswirtschaft eingesetzt hat, als deren Gott doch eben erst der „primäre“ Wille ausgeführt worden ist. Warum ist denn Reinhold nicht einfach beim pechschwarzen Pessimismus stehen geblieben? Ordentlich wehthun wollte mir der scharfe Verweis, den Reinhold seinem Schopenhauer ertheilt, weil dieser Arge nicht auch zugleich in Hegels „Idee“, der „einzigen Wirklichkeit“, hat Geschäfte machen wollen. Mit dem reinen Pessimismus ginge für Das, was Reinhold beweisen und herbeiführen will, Alles viel einfacher. Wenn der absolute Wille in Jedem lebt und weiter wäset, so ist eben der gewalt- und kapitalmächtige Wille der Herr in Allem, in der Politik und in der Volkswirtschaft. Jeder minder mächtige und weniger reiche Wille hat sich zufrieden zu geben, den Proletariern darf man dann mit vollem Grunde sagen: *Lasciate ogni speranza!* Und wenn in Einem von ihnen dennoch der Weltwille als Anarchist rumoren will, darf der mächtigste Einzelwille, der Leviathan von Hobbes, ihm den Kopf ohne jeglichen Skrupel vor die Füße legen. In der schlechtesten der möglichen Welten kann eben Alles nur schlecht sein. Gehört unsere Erde wirklich zu dieser Welt, so ist die Sozialreform von Hause aus unmöglich, also widersinnig. Weshalb denn also bei Reinhold ein Berge versehender Optimismus über Das, was „die Idee“ genau am Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit uns vom Himmel gestürzten Teufeln vorhaben soll? Das hätte Reinhold den Sozialisten nicht verrathen sollen. Der Zaubermantel, in dem er die Idee einherliegen läßt, hat so weite Falten, daß er nicht nur dem *cant* der gelehrten, sondern auch den kühnsten Hoffnungen der utopisch revolutionären Sozialisten den weitesten Raum und jede wünschenswerthe Deckung giebt. Die Sozialdemokratie hat das Recht zu den überschwänglichsten Hoffnungen, wenn es wirklich so ist, wie Reinhold sagt: „Heute noch wie zu irgend einer Zeit können Millionen in bestimmte Richtung getrieben und darin erhalten werden, wenn ein Beweggrund gefunden wird, der von dem Kreise der unendlichen Mannichfaltigkeit des inneren Seelen- und Vorstellungslebens einen quantitativ überwiegenden Ausschnitt unter Druck nimmt.“ Da ist dann höchstens der Fehler der gelehrten Sozialisten, „daß sie mit ihrem Verbesserungstreben nicht genug „unter Druck genommen“ haben. Auf Ermunterung des Sozialismus kann es nun bei Reinhold doch nicht abgesehen sein. Wozu dann aber sonst ein Optimismus, der doch nur von Fourier abertrumpft ist, wenn der Franzose die Weltmeere mit Limonade zu füllen verspricht? Ich dachte, nachdem ich von der ersten Verblüffung mich erholt hatte, einen Augenblick daran, Reinhold habe die Teufel des „Gelehrten-Sozialismus“ mit Beelzebub austreiben wollen. Es scheint ja nicht so ganz

unschlau zu sein, daß man, nur um uns aus dem Gesichtsfelde der Zeitgenossen zu verdrängen, uns in unserem angeblichen Optimismus übertrumpft. Und ein Herzog ist es ja, wenn die Verwandlung des Menschen „aus dem scheuen, gewaltthätigen Barbaren, dem blut- und beutegierigen Feinde in das berühmte politische Geschöpf“ ausgespielt wird. Den braven Leuten mit ihren guten Herzen, die von uns bethört sind, durfte man eben nicht gleich damit kommen, daß sie Teufel sind; sie wollen den Glanz, „die Lichtgestalt der Idee“, in sich nicht ohne Weiteres fahren lassen; wenn nur erst die Thorheiten der „gelehrten Sozialisten“ aus den Köpfen der Zeitgenossen hinausgesetzt sind, kann man es ihnen allmählich beibringen, daß in Allen noch immer die „Bestie“ und der „grausame Barbar“ stecken geblieben ist. Allein befriedigt hat mich auch diese Lösung des Räthfels noch nicht. Eine solche Spekulation ist nicht nur gefährlich, sondern wäre in ihrer Absicht auch viel zu merklich, um nicht zu verstimmen. Hinter Reinholds überschwänglichem Staatssozialismus muß noch etwas Anderes stecken. Da fiel mir ein, daß nach Reinhold der wirkliche Mensch eigentlich auch zum Vertuschen geneigt und verurtheilt, daß er „ein cynischer Selbstsüchtling ist, aber es ewig bestreiten“ wird. Deshalb überwältigte mich schließlich der Verdacht, auch Reinhold sei ein „wirklicher Mensch“ und sein ganzer Optimismus daher nur die Decke, um „ewig zu bestreiten“, daß wir von ihm, nämlich vom wirklichen Menschen, „nichts Gutes erwarten können.“ Es braucht daher nach der ungeständigen Natur des wirklichen Menschen hinter dem Optimismus Reinholds gar nichts zu sein. Als Mensch hat Reinhold das Recht gehabt, einen glühenden Optimismus zu zeigen, der nur Schein ist und den Leuten blauen Dunst vormacht. Und diesen Argwohn habe ich dann auch vollständig bestätigt gefunden, als ich wieder und wieder nachsah, was denn Reinhold über unseren cant hinaus an Sozialreform Greifbares bieten will. In seinem ganzen Buch findet man nicht den geringsten positiven Vorschlag, wie es denn zu machen wäre, über unseren cant hinauszukommen. Reinhold beantragt überhaupt gar nichts. Sein „praktischer Optimismus“ ist völlig inhaltlos, Ausdruck von leerem Stroh. Die behauptete Verflawung des Willens an die Idee ist und bleibt die reine Windmüllerei. Es ist durchaus nur Schein, daß das Haus „für Alle“ etwas wohnlicher eingerichtet werden soll, als es zur Zeit noch beschaffen ist. Und Reinhold kann schließlich selbst nicht umhin, die völlige Nichtigkeit seiner scheinbar optimistischen Geschichtsauffassung unverblümt einzugestehen. In der „Schlußrechnung“ zieht er an der entscheidenden Stelle die Bilanz zwischen Soll und Haben der beiden bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft und diese Bilanz fällt ganz zu Ungunsten der „Idee“ aus. Er sagt nämlich: „Die Summe des Willens ist in der Bilanz des Lebens und der Erkenntniß die längere Seite und vom Standpunkt der Selbstsucht das Kredit, vom Stand-

punkt der Liebe und Humanität aber das hoffnungslose Döbet. Da aber die Menschenwelt auch im innigsten Organismus aus den Atomen des Ich besteht, so bleibt sie der idealen und sozialen Betrachtung ewig ein Schuldverhältniß von erschreckender Schwere, nie zu lösen, kaum zu vermindern, ein perennirendes Sklaventhum, in welchem der Wille den Menschen ewig festhält. Die Sektion des menschlichen Wesens legt einen Thatbestand von furchtbarem Ernst offen. Wir sehen den Menschen als eine Wohnung des Willens, der Leib und Seele beherrscht. Der Primat dieses Willens in seinem Körper ist auch der Primat in der Welt. Diese Enthüllung der deutschen Philosophie gelangt mit Schopenhauer zu einem Pessimismus, dessen objektiver Berechtigung sich Niemand, der schlicht und wahr empfindet und muthig denkt, entziehen kann. Die Summe des Willens läßt eine Welt erkennen, in welcher immer einige Mächtige Millionen Schwache beherrschen werden, Reichthum und Genuß ungleich vertheilt sein wird.“ Also „wer schlicht und wahr empfindet und muthig denkt“, dabei aber Schopenhauer dennoch idealistische Verweise ertheilt, hat sich darein zu ergeben, daß diese Welt nicht „für Alle wohnlich“ eingerichtet werden kann. Der gute Immanuel von Königsberg war nebenbei auch ein Krauskopf mit seiner „praktischen Vernunft“ und seiner Maxime der Moral; denn, sagt Reinhold (S. 448) von ihm: „Der Satz: ‚Es ist Pflicht, das höchste Gut wirklich zu machen, daher muß es doch auch möglich sein‘, ist ein Trugschluß des Willens von der selben Naivetät wie der stampfende Troy des Kindes, das schreiend verkündet: ‚Dies gefällt mir, daher will ich es haben‘“. Kant hat damit auch seinen Verweis, wie Schopenhauer und wir Geringeren.

Damit ist der Idee, die den Willen endlich überstrahlen sollte, wieder gänzlich der Sarauß gemacht. Reinhold macht es mit der Idee gerade so, wie es der weltwillens- und weggereikundige tübinger Lanmmwirth zu der Zeit gemacht hat, als der Hegelianismus und der Schellingianismus selbst die Theologen saßginiert hatten. Als die Repetenten des tübinger Stifts beim Schoppen die Macht und einzige Wirklichkeit der „Idee“ bewiesen, sprach zu ihnen der besagte Gastwirth: „Was ist die Idee? Wenn man nächtern sechs Kälber schlachtet, wie ich: Das ist die Idee!“ Der schlachtende Weltwille ist und bleibt im Primat.

Es ist aber doch nicht nur die Lust, des Menschen Schlechtigkeit „ewig zu bestreiten“, was Reinhold bestimmt hat, mit der Idee ein Wenig Hofus-pokus zu treiben. Vielmehr ist Methode im . . . Optimismus Reinholds. Mit der Verwerthung der absoluten Idee möchte er Etwas erreichen, das selbst dem frommsten Pfarrer in unserer vom praktischen Optimismus versuchten Zeit nicht oder nicht mehr so ganz gelingen will. Reinhold verflucht praktisch die Idee dem Weltbespoten, nachdem er theoretisch das Gegentheil als

den Inhalt des Geschichtslaufes behauptet hat; die Idee wird Magd des Weltbespoten, nicht dieser Sklave der Idee. Reinhold verlangt im Namen der Idee die Innerlichkeit der Erziehung, behauptet eine fast buddhistische Resignation, worin sich „die Massen“ noch heute im tiefsten Grunde ihres Herzens befinden sollen, und tröstet für das Proletariat Wechsel kurzer Sicht auf den Himmel. Das ist ein ganz praktischer Idealismus und eine ganz einfache Art, den Gelernten-Sozialismus theoretisch und politisch loszuwerden. Die Sozialreaktionäre brauchen nur recht herzlich zuzugreifen, da „die Massen“ ganz zufrieden sein werden, auch wenn man um ihre äußere Lebenslage sich weiter nicht mehr kümmert und den cant der praktischen Sozialreform über Bord wirft. Reinhold giebt seinem an sich inhaltlosen Optimismus, der dennoch sein Stolz und seine Freude über unsere Zeit ist, wirklich eine praktisch kühne Wendung, rein auf die Innerlichkeit. Reinhold ist weit davon entfernt, vom „Fortschritt“ — Das ist doch „der praktische Optimismus“ — zu verlangen, was About in seinem strogend geistreichen Buch vom Progrès verlangt hat, etwas weniger selten Cotelettes und etwas größere Semmeln.

Nachdem er John Stuart Mills Schwindel der Weltverbesserung durch Volksbildung, die Education, auch zum cant geworfen hat, soll die Reform, die er selbst aus dem Kermel schütteln will, aber nicht schüttelt, doch in der auf Innerlichkeit gerichteten Erziehung bestehen. Die „optimistische Auffassung hat eine Erziehung zu leisten, die neben dem problematischen objektiven den subjektiven Werth des Lebens erkennen lehrt und den geistgeborenen Menschen zur unsichtbaren Welt zurückführt. Sie hat den entscheidenden Schritt zu thun, den Schwerpunkt des Daseins in die Innerlichkeit zu verlegen.“ Wie Das positiv gemacht werden soll, wird dann zwar wieder nicht gesagt. Doch ist es für die Kreise, denen die Verweisung auf eine Innerlichkeitserziehung gilt, ganz von selbst klar, daß es sich dabei nicht um verbesserte äußerliche Lebenshaltung, nicht um wohlthätigere Einrichtung für Alle handelt. Ich will mich daher bei dieser Seite des „praktischen Optimismus“ nicht länger aufhalten.

Wichtiger ist die Verwerthung der „Idee“ für die Behauptung tatsächlicher „Resignation der Massen“. Reinholds Idealismus verschafft hier dem Weltbespoten alle nur wünschenswerthe Ungenüchtheit. Es bedarf gar keiner Erziehung zur Innerlichkeit mehr. Das Walten der Idee im Menschen hat schon für Alles gesorgt. Die Resignation der Massen ist dank der Idee schon vorhanden. Es ist — meint Reinhold wörtlich — eine „ergreifende Erscheinung, mit welcher Resignation die meisten Menschen sich in das von der ehernen Nothwendigkeit auferlegte oder durch eigenen Willen herbeigeführte Loos ergeben. Die Unglücklichen, die in der großen Lebenslotterie eine Nierte gezogen haben, unterwerfen sich stumm der Entscheidung des Zufalls. Die Anschauung, die das ganze Leben als eine vom Fatum blind bestimmte Vertheilung von

Glück und Unglück betrachtet, ist gerade auch in den breiten unteren Volksschichten allgemein verbreitet. Aber wie der Spekulant in Differenzgeschäften, eine Spielgesellschaft im Karten- oder reinen Hazardspiel, die Wettenden auf dem Sportplatz bis zu den mit Kugeln oder Rechenpfennigen spielenden Knaben auf der Straße sich den Spielregeln unterwerfen, so nehmen auch die meisten Menschen den Verlust des Einsatzes, den sie mit ihrer Geburt gemacht, hin, nicht ohne Schmerz, Klagen und Jorn, aber als brutale Thatsache, die man nicht ändern kann. Hier zeigt sich wieder das Walten der Idee im Menschen. Die Vorstellung eines unerbittlichen Schicksals, die mit und trotz religiösen Anschauungen das Volk beherrscht, oder die gedankenmäßige Vereinbarung des im Spiel wirkenden Mechanismus der Zahlen oder Ereignisse bindet als Motiv den Willen so stark, daß nur ganz zuchtlose und wilde Naturen die hier rein idealen Schranken umzustürzen versuchen. Es muß schon ein verzweifelter Grad physischen Elends hinzukommen oder eine empörende Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit von der anderen Seite, welche den natürlichen Verlauf der Lotterie willkürlich verändern will, um die Masse der Verlierenden zur Auflehnung gegen ihr Schicksal zu bringen. Bekannt ist die stumme Ergebung orientalischer Völker in Jahrtausende altes unsagbares Elend.“ Und weiter (S. 370): „Auf der im ewigen Lebenskampf stehenden Unterschicht baut sich die Gesellschaft auf. Man sollte kaum glauben, daß ein solcher Bau möglich wäre. Und doch bietet jenes ‚Fundament‘, wie eine große Wasserfläche in ihrer an jeder Stelle bewegten Oberfläche für ein großes Schiff eine ruhige Unterlage bildet, die kaum ein leises Schwanken überträgt, einen Grund, der in seiner atomistischen Bewegung jede Gesamtbewegung ausschließt und durch Kompensation ein Gleichgewicht und eine ruhende Fläche ergibt, welche einen in sich organisch festen Oberbau sicher trägt. Wie in dunklen Meeresstiefen Verfolgung und Vernichtung des organischen Lebens, Daseinsangst und Schmerz herrschen, während die glänzende Wasserfläche spiegelglatt im Sonnenschein daliegt, bei anregender Brise sich leicht bewegt und bei periodischen Stürmen heftigere Wellen schlägt, — so waltet seit der Zeit, wo der Raum auf der Erde eng geworden ist und an Stelle des breit auseinander gelagerten Lebens sich auf ringsum begrenztem Raum der Stockwerkbau der Gesellschaft erhoben hat, unten Druck, Kellerluft und Lichtmangel, während nach oben Luft, Licht und freie Aussicht zunehmen.“

Wunderbar: „So beschaffen ist die große Masse der wirklichen Menschen“ in der Gegenwart: resignierte „Spekulanten in Differenzgeschäften.“ In der ungeheuren Mehrzahl der Menschen ist der unbändige Weltwille erloschen. Das Proletariat, die Kleinhändler, die Handwerker u. s. w. sind eine ganz ruhige Unterlage! Alles ist still an der glänzenden Wasserfläche der oberen Gesellschaftsschicht, die spiegelglatt im Sonnenschein daliegt, und unten, wo

Druck, Kellerluft und Lichtmangel ist, murrst keine Seele. Die Fabrikanten, die durch Kartelle und Trusts der bedrückenden Konkurrenz sich entziehen, die Agrarier, die Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um des überförsischen Weizens, des amerikanischen Schweines und der russischen Gans sich zu erwehren, die Sozialdemokraten, die sich bei jeder Neuwahl zahlreicher zum rothen Umsturzprogramm bekennen, Alle, die in der Wahl ihrer Eltern unvorsichtig gewesen sind, unterwerfen sich auf dem Sportplage des Lebens, „kraft Waltens der Idee im Menschen“, den Spielregeln, Alle nehmen den Verlust des Einsatzes — eines Einsatzes, den sie übrigens gar nicht hatten —, noch immer hin, als wären sie zweitausend Jahre lang Buddhisten und Reisesser in Asien gewesen. Sie ergeben sich in ihr Loos wenigstens so wie die mit Kugeln und Rechenpfennigen spielenden und sich bekanntlich niemals prügeln den Knaben. Einige „ganz zuchtlose und wilde Naturen“ ausgenommen. Die Sozialdemokraten werden alsbald wieder ganz „besonders bescheidene Menschen“ sein und allen Jörn vergessen haben, wenn der gelehrte Sozialismus ihre Führer nicht weiter bethört. Es tritt, so prophezeit unser aller Prophetie sonst überaus unholde Reinhold, ein allgemeines Ausreißen aus den Sturmkolonnen der Sozialdemokratie ganz sicher ein, „wenn man den Haufen Zeit und Gelegenheit giebt, sich zu verlaufen“. Nur jetzt sind die Arbeiter „von Schmerz, Haß und Jörn angefüllt“. Aber obwohl sie mächtigen Antheil an der politischen Macht gewonnen haben und nach der reinholdischen Vertretung des demokratischen Mehrheitwillens auch behalten und immer mehr gewinnen sollen, sind sie durchaus harmlos und ertragen resignirt den Spielverlust der Lebenslotterie. Ob die Sozialdemokraten wieder Lämmer werden, ob auch nur die Sozialreaktionäre Reinholds Prophetie besonders gläubig aufnehmen werden? Davon werde ich erst reden, wenn ich Reinholds „Schlußrechnung“ auf ihre Richtigkeit zu prüfen habe. Die Besizenden werden vorläufig froh sein, daß Reinhold für den Fall, wo den Sozialdemokraten dennoch die verheißene Resignation ausbliebe, „jede Rücksichtslosigkeit“ schon gegen den „verhält“ oder in den rothen Schlipfen „unverhält“ herandrängenden Egoismus der Massen“ für ganz gerechtfertigt erklärt.

Die höchste Fruktifikation für das ungenirte Schalten- und Waltens können des Weltbespoten erfährt „die Idee“ jedoch erst auf den zwei letzten Seiten des Buches. Hier werden die Mühsäligen und Beladenen vom Glauben an das Fatum und an die Weltlotterie wieder zu Christus und dem Christenhimmel zurückgeführt. Reinhold vergißt hier vollends ganz, wie zweifelnd er vorher von der Religion überhaupt gesprochen hat.

Auch diese dritte Spekulation auf die Idee in der Gestalt der Religion ist ihrer Absicht nach völlig durchsichtig. In den mit der ökonomischen Noth ringenden Lohnarbeitern, Kleinhändlern, Kleinhandwerkern u. s. w. lebt der

böse Weltdespot eben doch in äußerst ungemüthlicher Weise fort. Obwohl Reinhold dem verhüllt oder unverhüllt hervordringenden Egoismus der Massen jede Rücksichtslosigkeit angebeihen lassen will, wenn diesen der Geduldsfaden der Resignation reisst, so ist die weltliche Zurücknahme der den Massen eingeräumten Freiheit keine ganz einfache und ungefährliche Sache. Reinhold selbst betont Das mit größtem Nachdruck, da er bemerkt: „Die Völker und Individuen, welche die selbst erkämpfte oder in der allgemeinen Entwicklung erreichte Freiheit einmal gekostet haben, lassen sie sich nie freiwillig und auf die Dauer und selten ohne wüthenden Kampf wieder entreißen; der Wille, der mit seinem dämonischen Lebensdrang endlich frei geworden ist und die ihm nach seinem Anspruch von Ewigkeit her gebührende Weltherrschaft erblickt hat, ist wie ein Raubthier, das Blut geleckt und in diesem eigenen Stoff seine Daseinsbedingung erkannt hat. Man kann Sklaven lange durch Gewalt und Gewohnheit beherrschen, aber frei Gewordene nur wie wilde Bestien wieder einfangen und bändigen. Viele ziehen den Tod der erneuten Knechtschaft vor. Man muß diese große Lebenswahrheit dem eigenen selbstsüchtigen Willen einschärfen, um den Kampf zu würdigen, der jedem Unterdrückungsver such im Großen wie im Kleinen an allen den gefährdeten Stellen begegnen wird. Für einsichtige Staatsmänner ist es ein durch geschichtliche Erfahrung immer wieder bestätigtes Axiom, daß man einmal dem Volke gewährte Rechte nicht wieder nehmen kann.“ In diesen Worten hört man das Raubthier im Menschen brüllen und findet man die Ohnmacht der weltlichen Staatskunst von Reinhold lebhaft bezeugt. Da muß nun doch der alte Gott gegen den Weltdespoten in den Massen helfen; und so schließt denn Reinhold sein Wort im vollsten Brustton christlichen Glaubens. Man traut seinen Ohren nicht, wenn als letzter Knalleffekt das Christenthum mit den Worten empfohlen wird: „Die Wiedergeburt der Gesellschaft wie die Erlösung des Menschen liegt nie im Oekonomischen, sie ist hauptsächlich, ja für die große Mehrheit der Sterblichen fast allein, in der Religion zu finden.“ Diese giebt „wie für die letzte große Noth, so für die Kummernisse der langen Pilgerfahrt des Lebens Trost und Aufrichtung. Dann geht dem jammervollen, hinausgestoßenen Menschengeschlecht nach der bitteren Odyssee seines Geistes im Glanz der Phantasie der Himmel auf, wie dem Sänger der göttlichen Komödie die Wahrheit vor dem strahlenden Thron Gottes. Hier erscheint zugleich das Gesetz und die Schranke der Freiheit: die Liebe. Die innere Willensbestimmung nimmt das bisher harte und quälende Gebot in Freiheit auf und macht die Willensnöthigung, welche der selbstsüchtige Lebensdrang immer wild abschütteln möchte, zum selbsterwählten Gesetz des Herzens. . . Für alle Kämpfer im hagerfüllten und leidenvollen Leben, die zu der idealen Höhe hindringen wollen, wo sie die bewegenden Zauberkräfte für eine neue

Welt zu finden hoffen, gilt das in tieferem Sinne auch den Ungläubigen, den Märtyrern des Zweifels, mit auf den Dornenpfad gegebene Sehnen und die thatenfreudige Hoffnung des Bekenntnisses: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, aber die zukünftige suchen wir.“ Ungefähr sagt Das der Pfarrer auch. Aber wenn der verhöhlt und unterhöhlt herandrängende Egoismus der Massen Das selbst dem Pfarrer auf Grund der Bibel nicht glaubt, wenn deren Führer den Himmel lüftet „den Engeln und den Engeln“ preisgegeben haben: meint da Reinhold, bei den Massen mit seinem aus der hegelischen Idee abgeleiteten Evangelium irgend welchen Effekt hervorbringen zu können? Daß die Armen den „Wechsel auf den Himmel“ eher von Hegel und Reinhold als von den Pastoren und von der Bibel acceptiren werden, können nicht einmal die Mächtigen und Reichen dieser Erde dem Verfasser glauben.

Wozu denn also alle Fruktifikation „der Idee“ für die Innerlichkeit der Erziehung, für den Beweis thatsächlicher Resignation der Massen in Europa am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, endlich für die Propaganda mit dem Christenhimmel? Jeder orthodoxe Pastor selbst wird sagen: der Christenglaube hat unmittelbar mit „dem Oekonomischen“ nichts zu thun, der Gelehrten-Sozialismus, der den Herrgott aus dem Spiele läßt, kann damit auch nicht gebannt werden. Also nochmals: wozu diese Verwerthung des Schriftwortes: „Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze“? Wenn Wagner und ich mit der Idee für die Zwecke des Gelehrten-Sozialismus so umgesprungen wären, wie Reinhold damit für den Zweck der Vernichtung unseres Sozialismus arbeitet, dann hätte Reinhold uns gewiß zugerufen: „Wo bleibt die Redlichkeit?“ Die Spekulation Reinholds ist aber auch in jeder Hinsicht eine falsche, was ihm an seiner „Schlußrechnung“ später einmal nachgewiesen werden soll. Der europäische Staat und das europäische Kapital selbst können buddhistisch stumpf-sinnige, schlecht genährte, energielose, auf Erden fremde Massen weder als Soldaten der allgemeinen Wehrpflicht noch als Arbeiter in Industrie und Landwirtschaft auch nur im geringsten brauchen; sie wären damit ruiniert. Reinhold beweist auch hier, wie mit seinem Kampf um die Weide, eine dem geliebten preussischen Staat und dem Kapital höchst fatale Geschichtsauffassung.

Mit der einen „bewegenden Kraft der Volkswirtschaft“ hat es hier-nach eine sehr schlimme Bewandniß. Sie ist das Gaukelbild eines völlig leeren Optimismus und eigentlich ist es Reinhold selbst gar nicht Ernst damit. Aber auch mit der anderen bewegenden Grundkraft, dem dämonischen „Willen“, steht es wenigstens innerhalb der Volkswirtschaft nicht ganz so, wie Reinhold es zu einiger Ermuthigung oder doch Legitimation der Raubthiertriebe im Menschen darstellen will. Die Menschen sind zwar nicht Engel und aus der Erde kann niemals der Himmel werden; die „gelehrten Sozialisten“ haben Das auch nirgends in Aussicht gestellt, sondern den von der Idee gefangenen

Dämon ganz der Phantasie Reinholds überlassen. Die Menschen sind aber auch nicht Teufel, die schon auf der Erde die Hölle schaffen oder erleiden. Ich werde zeigen, wie wenig erfreulich der Versuch, die Theorie des Privateigentums auf die dämonische Gewalt im Menschen zu begründen, bei Reinhold ausgefallen ist und ausfallen mußte. Ich werde zeigen, wie in einer Zeit, da „die Massen“ politischen Einfluß erlangt haben und wegen ihrer für den Besitz selbst unerläßlichen Qualifikation behalten müssen, es äußerst gefährlich ist, diesen Massen die Besitzenden als Wesen mit Raubthiertrieben vorzuführen. Ich lasse es auch gar nicht gelten und finde es in der Erfahrung durchaus nicht begründet, daß an den sozialen Hochflächten Alles „Spiegelglatt“, „Sonne“ und „Licht“, eitel Glück, in der sozialen Tiefe des Mittelstand- und Arbeiterlebens aber nur „Druck“, „Kellerluft“, Lichtmangel, kurz, das höllische Elend sei. Die Erde theilt ihren Kindern die Gaben doch nicht in dieser Weise aus und Reinhold selbst hat uns bei seiner Einrede unserer Inkompetenz das Gegentheil zu Gemüth geführt, — mit der Behauptung, daß eigentlich die Oberschichten der Gesellschaft mit den Fluthen ringen und von den Nachtgespenstern der Besitzorgen verfolgt seien, was freilich gerade so unrichtig ist wie Alles, was Reinhold von der reinen Spiegelglätte, Sonne und Lichtstrahlung an der hellen Gesellschaftsoberfläche behauptet. Es mag ja Reinhold mit dem Weltbespoten viel ernster sein als mit seiner lustigen Idee, aber richtig ist es nicht, daß der Weltdämonismus des absoluten Willens als die bewegende Kraft der Volkswirtschaft anzusehen und hinzunehmen sei. Zu den bewegenden Kräften der Volkswirtschaft, wie aller übrigen Bereiche des Gesellschaftslebens, gehören zwar Hunger und Liebe, gehört die Selbstsucht und das Streben nach Gütern jeder, nicht nur materieller Art, aber auch ein praktischer, aus der Gemeinschaft wie aus einem unverjünglichen Born hervorgehender Idealismus, ein Vervollkommnungstreben, das allerdings mit der Lichtgestalt der „Idee“ rein gar nichts zu schaffen hat. Von der Selbstsucht finde ich die Besitzlosen nicht freier als die Besitzenden, — und Diese an praktischem Idealismus nicht ärmer als Jene.

Nachdem ich das Wesen oder vielmehr das Unwesen, die völlige Richtigkeit und metaphysische Phantasterei der beiden bewegenden Kräfte der reinholdischen Volkswirtschaft zurückgewiesen habe, wird es mir hier noch gestattet sein, darauf hinzudeuten, daß Reinhold auch in der wissenschaftlichen Methode uns durchaus nicht überlegen ist. Ich lehne die Berechtigung der Metaphysik, der philosophischen wie der religiösen, nicht überhaupt ab; darüber habe ich mich in meinem „Bau und Leben“ ausgesprochen. Doch verspreche ich mir von der Metaphysik für die Nationalökonomie einen bedeutenden wissenschaftlichen Ertrag auf abschbare Zeit nicht und habe daher in meinem Werk alle metaphysischen Annahmen, alle „Dinge an sich“, Substanz, absoluten Willen,

Idee, Urkraft, ewigen Weltfluß, Unbewußtes, „Natur“ und Anderes sorgfältig aus dem Spiel gelassen, weil sie unvermeidlich über die Wissenschaft hinaus in ein der Wissenschaft selbst nicht mehr angehöriges Glauben hinüberführen. Ich habe Das am Schluß meiner sozialen Entwicklungslehre nachdrücklich hervorgehoben und verstehe es daher nicht, wie Reinhold meine methodologische Ansicht billigen und doch seine spekulative Zwickmühle gegen den Gelehrten-Sozialismus aufstellen kann. Ich habe auch niemals die Berechtigung der Deduktion für die Sozialwissenschaft geleugnet; aber die Obersätze der Deduktionsklasse müssen Allgemeinwahrheiten rein aus der Erfahrung heraus sein, wie die Triebe der physischen Selbsterhaltung, der Fortpflanzung, des unerfülllichen Mehrhaben- und Vorausseinwollens, aber auch des Fortschritts- und Vervollkommnungstrebens in jeder Hinsicht, in Beziehung auf alle, nicht bloß auf die materiellen Güter des Lebens. Von diesen Obersätzen der empirischen Sozialpsychologie gelangt man für jede Zeit aufsteigender Entwicklung, für jede in besonderer Weise, zur unvermeidlichen, im Kleinen groß arbeitenden Sozialreform, zu Etwas, das immer dem *cant* des Gelehrten-Sozialismus von heute mehr oder weniger ähnlich sein wird. Wenn man aber die Sozialwissenschaft heute schon in die Metaphysik einfügen will, so wird es doch das denkbar Verfehlteste sein, im Zweigespinn zwei einander ausschließende Weltgründe in Bewegung zu setzen, um daraus die Gesetze der Volkswirtschaft zu deduzieren; so willkürlich verkoppelte metaphysische Annahmen und imaginäre Größen, wie die reinholdische Willensdämonie im Prisma vor der und in der Sklaverei gegen die absolute Idee, halte ich wissenschaftlich für unbedingt unfruchtbar; alle Deduktion hieraus ist nichts als Wind und Willkür. Zu den Zeichen der Zeit gehört es wohl auch, daß eine solche Methode, die von aller und jeder Wissenschaft aufgegeben ist, einen Lehrstuhl der ersten Universität Deutschlands ersteigen konnte; daß davon gar noch praktisch die Rettung von Staat und Gesellschaft erwartet wird. Will man jetzt schon den Aufschwung der Sozialwissenschaft zu den höchsten Zinnen der Philosophie, so muß es ein einheitliches, aus der gesamten Erfahrung widerspruchsfrei geschöpftes Weltprinzip sein, von dem aus alles physikalische, chemische, physiologische, psychologische, individuelle, soziale Walten sich als ein zusammengehöriges Ganzes überblicken läßt; Reinholds metaphysischer Dualismus ist aber das reine Gegenteil eines solchen Weltprinzips, der absolute Widerspruch. Für die einzelnen Zeitfragen, wie diejenige zwischen Kapitalismus und Sozialismus, über die Grenzen der Ausdehnung des produktiven Gesamteigentums wird jedoch, ich wiederhole es, auch mit der methodologisch richtigsten Sozialmetaphysik kaum ein greifbarer Ertrag zu gewinnen sein. Der bedeutendste Versuch einer Metaphysik dieser Art, den ich von der Soziologie aus gemacht finde, ist der Ragenhofers in dem jüngst erschienenen Buche

„Soziologische Erkenntnislehre“. Dieser Versuch hat aber Folgendes ergeben: „Die allseitige Bergesellschaftung der Menschheit kompliziert wohl die Sozialgebilde, nähert sich aber der Interessenübereinstimmung durch eine wachsende Bervollkommnung der sozialen Organisation, ohne jedoch bei der bestehenden Verschiedenheit der Lebensbedingungen je alle Beweggründe zum sozialen Konflikt aufheben zu können. Die soziale Ordnung ist eine Organisation des Daseinskampfes zum Zweck der gesicherten Ernährung und der Fortpflanzung gesunder Generationen. Es ist daher gerechtfertigt, als den Abschluß sozialer Entwicklung einen Zustand anzunehmen, in dem trotz Mannichfaltigkeit der Berufsindividualitäten eine kulturelle, politische und soziale Gleichheit der Menschen eintritt, unter Führung der intellektuell und sittlich vollkommensten Individuen. Unter diesem Herrschaftsverhältnis der sittlichen und intellektuellen Autorität wäre die soziale Entwicklung ohne Ausartung der angeborenen und erworbenen Interessen vielleicht möglich; aber jene Gleichheit bliebe unabwehrbar modifiziert durch die Ungleichheit und den Wechsel der Lebensbedingungen.“ Dieses Ergebnis trifft mit meinem aus der Erfahrung geschöpften Gelehrten-Sozialismus zusammen. Wie sehr Reinhold den in Gravitation, Affinität und Diffusion, in den physiologischen, psychologischen, individuellen, endlich in den sozialen Dingen universal hervortretenden Zug zur Gemeinschaft vernachlässigt, wie einseitig er an der atomistischen Zerstreuung hängen geblieben ist, werde ich noch besonders zeigen, wenn ich meines nach Reinhold „zusammenphantasirten sozialen Körpers“ mich, wie meines eigenen Kindleins, anzunehmen haben werde.

Reinholds „bewegende Kräfte der Volkswirtschaft“ sind nun wohl hinreichend charakterisirt: der wüstende Weltbespot Wille und die die Massen mit Erziehung zur Innerlichkeit, mit Resignation, mit nicht im Dekonomischen liegender Erlösung, mit Glaube, Liebe und Hoffnung abspisende „Idee“. Reinhold ist, trotz seiner Bescheidenheit, die ihn sagen läßt, daß er das Verdienst neuer Gedanken nicht in Anspruch nehme, höchst originell; eine solche Grundlegung der Nationalökonomie ist funkelnelneun und eigenstes Produkt Reinholds. Wer diesen italienischen Salat aus Pessimismus und Idealismus verdauen kann, empfangen meinen Glückwunsch. Die Courage wird ihm dann nicht ausbleiben. Uns „gelehrten Sozialisten“ aber soll man auch nicht verargen, wenn wir unsere Gistbude nicht schon schließen, weil Reinhold ein metaphysisches Kasperltheater davor ertichtet hat, auf dem der absolute Wille und die absolute Idee sich abwechselnd balgen und küssen.

Stuttgart.

Albert Schaeffle.



Kreta und Griechenland.

Die kretische Frage scheint dazu bestimmt, die Schwäche, aber auch die Macht Europas zu enthüllen. Ich sage nicht: des europäischen Konzertes; denn Deutschland hat die Flöte niedergelegt und den Konzertsaal verlassen und Oesterreich ist seinem Beispiel gefolgt. Gewiß hätte Europa dieses Problem schon längst zu lösen vermocht; aber so lange diese Lösung keine radikale ist, liefert Europa sicherlich unbestreitbare Beweise seiner Schwäche. Man darf jedoch nicht vergessen, daß eine der radikalen nahelkommende Lösung jedenfalls schon vor Ausbruch des griechisch-türkischen Krieges durchgeführt worden wäre, wenn das Schicksal Griechenlands damals in anderen Händen gelegen hätte. Aber leider trug zu der Verzögerung einer endgiltigen Lösung des Problems nicht wenig der Umstand bei, daß jede der zum europäischen Konzert vereinten Mächte die Verhältnisse von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtete. Aus der Thatfache, daß seitdem vier Mächte von ihnen nicht aufgehört haben, Zeit, Geld und Blut zu opfern, um nicht ihre hohe Vormundschaft über die Insel aufzugeben, und daß die anderen beiden Mächte anscheinend dieser Vormundschaft keine Hindernisse in den Weg legen, ergibt sich, wie man gestehen muß, neben der Schwäche Europas auch die Festigkeit des Entschlusses, eine Insel nicht preiszugeben, deren Bewohner ohne die europäische Intervention sich entweder schon unter einander vernichtet hätten — wie es verschiedenartige Thiere zu thun pflegen, die man in einen Käfig eingeschlossen hat, ohne daß die Zähmungskünste eines Hagenbeck vorhergegangen sind — oder denen nach langen Kämpfen die Lanzen und die Kanonen des Sultans Abd ul Hamid jede Freiheit der Bewegung und des Lebens genommen hätten.

Die kretische Frage bezeichnet also, wie man behaupten kann, einen historischen Wendepunkt in der Entwicklung des civilisirten Europas, wenn man seine organische Einheit und nicht den Widerstreit der einzelnen Staaten unter einander ins Auge faßt. So erweist sich nachträglich die Richtigkeit der Behauptung Salisburys, der schon am Anfang der Thätigkeit des europäischen Konzertes aussprach, daß durch dieses eine neue Art europäischer Regierung inaugurirt werde. Es verdient Aufmerksamkeit, daß dieser neue Amphiktyonienbund durch den selben Staat veranlaßt wurde, in dessen einem Winkel einst diese Institution entstanden war. Die Thatfache, daß bereits seit zwei Jahren sechs Großmächte, zuletzt deren vier, eine Insel des Mittelmeeres unter ihre gemeinsame Verwaltung gestellt haben, einzig und allein zu dem Zweck, sie vor inneren Kämpfen und einer erneuten Unterwerfung

unter eine barbarische Macht zu bewahren, — diese Thatfache, in Verbindung mit dem eben beendeten Kriege, den die größte Republik der Welt unternommen hat, um eine in anderen Gewässern liegende Insel vor den türkischen ähnlichen Gräueltthaten zu bewahren, beweist deutlich, welchen Weg das civilisirte Europa einzuschlagen sich entschlossen hat; es will nicht das gleichzeitige Zusammenleben einer Bevölkerung auf dem selben Erdtheil gestatten, von der ein Theil alle Vortheile der menschlichen Freiheit genießt, während der andere Theil der elementarsten Rechte auf Leben, Ehre und Eigenthum beraubt ist. So gewährte die nach dem griechisch-türkischen Kriege und dessen ungünstigem Ausgang für Griechenland erzielte Isolirung der kretischen Frage der Aktion der Mächte eine größere Freiheit, um das Werk zu vollenden, dem sie sich gewidmet hatten, nahm ihren verschiedenartigen Bestrebungen die Schärfe und vereinigte sie zu dem festen Entschluß, jeden Widerstand des früheren Souverains von Kreta gegen die Gewährung von Autonomie zu brechen. Diese Isolirung nimmt jedoch der Frage nicht ihre griechische Färbung. Denn, wie aus organischen Gründen der äußeren Entwicklung Europas die Existenz eines christenfeindlichen Barbarenthumes inmitten des christlichen Kontinentes als Quelle allgemeiner und dauernder Unbequemlichkeit angesehen wird, so wird auch aus anderen, nicht minder organischen Gründen der inneren Entwicklung die Gleichheit von Sprache und Religion immer, wenigstens in dem jetzigen Entwicklungsstadium der civilisirten Welt, als starkes Ferment für die politische Einigung der Völker, die die selbe Sprache und die selbe Religion besitzen, dienen. Da nun die Kreter am Jungfräulichsten ihre griechische Abstammung bewahrt haben, so würde Griechenland ohne Kreta genau Das bedeuten, was Preußen ohne Brandenburg und Rußland ohne Moskau wäre.

Seitdem Griechenland seine gewöhnliche politische Rüchternheit wiedererlangt hat — Das heißt: seit dem Rücktritt Delhianis', der schon zweimal in Folge seiner politischen Verblendung, selbst noch den edlen Ritter Don Quixote übertreffend, Griechenland in den Kampf gegen ganz Europa führte, um mit aller Freierlichkeit einen Selbstmord zu begehen, den man sonst heimlich vorzunehmen pflegt — verfolgt es, ohne äußere Aufregung zu zeigen, doch mit tiefem seelischen Schmerz die neueste Phase der kretischen Frage. Das nationale Bewußtsein kann nicht den Glauben aufgeben, daß Kreta unbedingt eines Tages mit dem griechischen Mutterlande vereinigt werden wird. Aber dieser Glaube hindert Griechenland nicht, für die Mächte, die vor dieser letzten Station der kretischen Frage noch eine andere, nämlich die der vollen Autonomie, einfügen wollen, eine lebhafteste Dankbarkeit zu hegen.

Zu Gunsten der Vereinigung Kretas mit Griechenland sprechen gewichtige Gründe. Zuerst das Interesse der Minorität auf Kreta selbst, d. h. der muselmanischen Kreter. Wenn sie heute aufgefordert werden würden, sich durch

ein Plebiszit darüber zu entscheiden, was sie vorziehen würden, ob die geplante Autonomie unter der Bedingung völliger Entfernung des türkischen Heeres und Beseitigung jeder sichtbaren Spur der türkischen Herrschaft, oder die Angliederung der Insel an das griechische Königreich, so würden sie sich unbedenklich für die zweite Lösung entscheiden, denn in solchem Falle würden sie eine sichere Bürgschaft einer rechtlichen und bürgerlichen Gleichstellung mit der herrschenden christlichen Majorität auf der Insel haben. In Griechenland legt man, was in keinem anderen europäischen Staat geschieht, kein Gewicht auf den Unterschied der Religion. Katholiken, Juden, Mohammedaner und Protestanten sind als solche nicht einmal bekannt, wenn nicht die Kleidung oder Sprache es verräth. Gegenüber den Türken Thessaliens haben sich die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden fast bis zur Parteilichkeit wohlwollend und entgegenkommend erwiesen. Deshalb würden die Turko Kreter, zumal sie die selbe Sprache sprechen und die selbe Kleidung tragen, sich nicht einmal äußerlich von den christlichen Kretern unterscheiden, wenn das griechische Gesetz dort Eingang fände. Aber auch die christlichen Kreter würden durch die Vereinigung ihrer Insel mit Griechenland allen Gefahren entgehen, die sich aus der Einführung einer unabhängigen Volksvertretung innerhalb eines kleinen Bezirkes, wie es die Insel Kreta ist, ergeben würden. Hat doch schon die unter der Verwaltung des Generalgouverneurs Photiadis Pascha in noch geringerem Maßstabe, als es die Autonomie der Mächte erlauben würde, erfolgte Bekanntschaft der Kreter mit der elementarsten Form des Parlamentarismus zwischen Christen und Christen noch einen größeren Abgrund geöffnet, als er zwischen Christen und Muselmanen auf der Insel besteht. Vom politischen, moralischen, finanziellen und kommerziellen Standpunkt aus würde die Vereinigung Kretas mit einer möglichst freien staatlichen Organisation zu einer schnelleren Wiederherstellung der Ordnung und aller sonstigen Bedingungen der materiellen Wohlfahrt und des kulturellen Fortschrittes führen.

Es ist überflüssig, anzuführen, wie nützlich die Annexion Kretas für das Königreich Griechenland sein würde. Schon seit dem Jahre 1827 wünscht die politische Vernunft die Annexion nicht nur Kretas, sondern sämtlicher Inseln des Ägäischen Meeres. Das Selbe gilt von der Provinz Epirus, aus der viele Tausende von Griechen nach Rumänien aufgewandert sind, wo sie Bedeutendes für die Kultivirung und wirtschaftliche Entwicklung des Landes geleistet haben. Die Bahn, die das Königreich Griechenland nach Einverleibung dieser griechischen Bevölkerungen einschlagen würde, müßte dann freilich eine durchaus veränderte sein. Das eigentliche Griechenland enthält nicht die Elemente zur Gründung eines dauernden Staates. Nur die Vereinigung verschiedener griechischer Stämme würde den unerfüllt gebliebenen Traum des Perikles endlich zur Wahrheit machen.

Wenn die materiellen und moralischen Interessen Europas die Einführung gesetzlicher und geordneter Zustände auf der Balkanhalbinsel verlangen, so kann das griechische Element — nicht schwach und zersplittert, wie es sich jetzt zeigt, sondern geeinigt und stark — nicht bei Seite geschoben werden. Auf der Balkanhalbinsel hat das griechische Element, wenn auch andere Nachbarvölker mehr militärische Neigungen als die Griechen zeigen, dennoch die Oberhand und spielt die Hauptrolle unter sämtlichen Balkanvölkern, sowohl in Wissenschaft, Literatur und Künsten wie auch in der Industrie, im Handel und in der Schifffahrt. In allen diesen Zweigen ist Griechenland, wenn man das Verhältnis seiner Bevölkerung in Betracht zieht, zweifach und dreifach sowohl der Türkei wie Bulgarien, Rumänien und Serbien überlegen. Wenn es sich nicht auch militärisch entwickelt hat, so ist Das in erster Linie und zum größten Theil auf das Fehlen militärisch gesinnter Könige zurückzuführen; und zweitens ist es noch die Frage, ob die militärische Rüstung ein Zeichen von Schwäche oder von Stärke, von Kultur oder von Unkultur ist. Auch England, die Vereinigten Staaten von Amerika, die Schweiz und Norwegen sind keine militärischen Staaten; sind ihre Leistungen deshalb für die Kultur weniger nützlich als die anderer Völker?

Athen.

V. Gabriélibi.



Johannes Schlaf.*)

Die Schlussnummer des vorigen Jahrganges der „Zukunft“ brachte einen Aufsatz von Johannes Schlaf „Weshalb ich mein letztes Drama zerriß“, zu dem ich bitte, bemerken zu dürfen:

Im August 1892, rund ein Jahr nach unserer Vorrede zu den „Neuen Weisen“, richtete ich an Schlaf einen Brief, der folgenden Wortlaut hatte: „Lieber! Stoße eben in einer alten ‚Magazin‘-Nummer (16. Juli) auf einen H & gezeichneten Artikel, betitelt ‚Die Zeitschriften und die Literatur‘. In ihm folgender Passus: ‚Die Unteren endlich führt Johannes Schlaf im Meister Delze vor. Wieder Schlaf's alte Merkmale: deskriptive Meisterschaft und dramatische Impotenz. Die Familie Selide ist gegen diesen Meister Delze ein stürmisch belebtes Schauspiel. Also kein Drama, aber vielleicht eine belangvolle Studie mehr zu dem künftigen vertieften Drama, das Andere schreiben werden. Werthvoll war mir die Erkenntniß, daß Schlaf an der Eigenart der bisherigen Arbeiten viel größeren Antheil hat als Kollege Holz.‘ Natürlich bitte ich Dich,

*) Herr Holz hat den Herausgeber um die Aufnahme dieser Zeilen ersucht.

gegen diese „Erkenntniß“ Front zu machen! Denn wenn überhaupt zu Etwas, so glaube ich, gerade zu der Eigenart unserer Sachen den einfach ausschlaggebenden Theil geliefert zu haben. Gerade ihre Fundamentierung war es, um die ich mich ganz besonders verdient gemacht zu haben glaube, während ich Dir mit Vergnügen die, wenn Du willst, größere Liebe und, versteht sich, auch die größere Ausdauer bei ihrem eigentlichen Ausbau zugestehet. Aber ich meine, diese beiden Verdienste hielten sich so ziemlich die Waage! Du hättest die „Neuen Weise“ nie ohne mich in die Welt gesetzt und ich nie ohne Dich. Der Eine von uns war damals blind, der Andere lahm. Und nun zu kommen und zu sagen, der Blinde ist daran Schuld gewesen, daß der Lahme das Ziel erreichte, oder umgekehrt, ist meinem Dafürhalten nach gleich lächerlich. Und ungeroht! Du warst damals — wir sprachen oft drüber — das Weib, ich der Mann. Unsere Funktionen waren nicht die selben, aber sie waren gleich wichtig. Und in diesem Sinne, hoffe ich, werden wir stets unserer Zukunft gegenüber zusammenhalten. Was willst Du dem „Magazin“ schreiben? Natürlich möglichst kurz und, wenns geht, nur etwa zehn, höchstens fünfzehn Zeilen. In jedem Falle aber schickst Du mir doch? Ich möchte nicht, daß ich es erst gedruckt lese, und würde Dir daher das Blatt sofort zurückgehen lassen, damit Du es dann an Otto Neumann-Hofer weitergiebst.“

Die Antwort Schlass lautete: „Lieber . . . ! Deinen Brief mit dem famosen Citat habe ich bekommen. Widerwärtig! Grundwiderwärtig! Uebrigens ist es ja nicht das erste Mal, daß wir durch solche „Konjekturen“ angeekelt werden. Ist genug im Privatverkehr ist in unserer beider Gegenwart oder Einem von uns gegenüber in dieser Weise direkt oder indirekt „konjunkturirt“ worden. Und Einer von uns Beiden oder wir Beide haben darunter zu leiden gehabt. Jetzt also kommt ein Herr A . . . R . . . gar im „Magazin“ und ich bin es, dem er den Vortritt zu geben gerath. Wie wir Beide nun über unser Zusammenarbeiten denken, Das wissen wir. Wir haben uns mehrfach darüber ausgesprochen und es bedurfte erst nicht der Zeilen, mit denen Du in Deinem Briefe noch einmal darauf zurückkommst. Auch die liebe Oeffentlichkeit sollte und könnte mit Dem zufrieden sein, was wir ihr über unser Zusammenarbeiten offenbart haben. Sie ist es aber natürlich nicht und die Literatengesellschaft erlaubt sich ihre Konjekturen und bethätigt ihre natürlich durchaus sachliche Mißbegier; und A . . . R . . . kramt seine Ansichten aus, öffentlich, in einem Magazinartikel. Also natürlich werde ich die Zeilen schreiben und eben so selbstverständlich ist es, daß ich sie Dir, bevor ich sie an Neumann-Hofer weitergehen lasse, zuschicke zur Einsichtnahme. Denn so widerwärtig die Sache in diesem Fall ist und in manchem anderen war, so geht es denn also doch nicht anders und man muß einmal ein Wort dazu sagen. Ich meine also, daß ich Herrn A . . . R . . . und alle lauten und stillen anderen Mit-Konjunkturanten noch einmal mit aller Bestimmtheit auf Das hinweise, was wir über unser Zusammenarbeiten der Oeffentlichkeit mitgetheilt haben. Nicht wahr? Ich bitte Dich nur noch, mir so umgehend wie möglich ein paar Zeilen zu schreiben, ob Dein Citat durchaus wörtlich ist, ich meine, ob nicht eventuell ein sinnstörender Schreibfehler mit untergelaufen ist. Sobald ich darüber Bescheid weiß, wirst Du eben so umgehend die betreffenden Zeilen bekommen.“ Ich erhielt sie, sie wurden an Herrn Otto Neumann-Hofer, der das „Magazin“ damals leitete, weitergeschickt, mit der Notizirung aber, er

müsse auf seinen geschätzten Mitarbeiter Herrn A. . . . A. . . . Rücksicht nehmen, verweigerte er ihren Abdruck. Mit ihnen haustren zu gehen, verzichteten wir — Zeitungsgeschreibsel hin, Zeitungsgeschreibsel her —: und die Angelegenheit war für uns erledigt . . .

Der mitgetheilte Briefwechsel, der aus einer Zeit stammt, wo die gemeinsame Arbeit eben erst hinter uns lag, dürfte ergeben, daß Schlaf doch vielleicht zu viel „verrätth“, wenn er heute durchblicken läßt, „Mann“ und „Weib“ eigentlich zugleich gewesen zu sein. Von dieser Selbsteinschätzung fühlte er sich damals so weit entfernt, daß er in einem späteren Briefe ausdrücklich gestand: er wäre auf meine Auseinandersetzung deshalb nicht ausführlicher eingegangen, weil ihr „Ton“ ihn „verlezt“ habe, da er aus ihm herauszuhören geglaubt, es sei meine Meinung gewesen, er, Schlaf, sei „so halb und halb mit für die Dummheiten des A. . . . verantwortlich.“ . . .

Was nun das zerrissene Drama selbst betrifft, so sei nur ein Wort gestattet. Schlaf las das Stück an meinem Schreibtisch vor. Ich hatte mehrere Freunde geladen und drei waren gekommen. Ueber diese Vorlesung berichtet Schlaf: „Sie fand uneingeschränkte Anerkennung, man gratulirte mir zu meinem neuen dramatischen Aufschwung, nannte die Arbeit das Beste, was mir bisher gelungen sei, und weisagte ihr allen Erfolg.“ Dieser Satz enthält, meiner Auffassung nach, große Selbsttäuschungen. Wir erklärten das Stück zwar für eine Vertiefung der „Gertrud“, obgleich Einer — nicht ich war es — stumm blieb und später im Privatgespräch auch Das nicht zugab, aber wir waren darüber einig, daß Schlaf den „Meister Veltje“ selbst durch dieses Stück noch keineswegs wieder erreicht hatte. Eine Theaterwirkung vollends erwarteten wir nur von einer bestimmten Bühne herab, mit bestimmten Darstellern und auf ein bestimmtes Publikum. Tropdem wäre zu bedauern, wenn Schlaf das Stück wirklich zerrissen hätte. Denn daß er es zerrissen — ich meine: völlig vernichtet hat —, steht für mich noch durchaus nicht fest. „Zerrissen“ hatte er es auch schon damals im März, kurz vor seiner Vorlesung bei mir. Der Grund war folgender gewesen. Schlaf hatte das Manuskript, aus dem er am nächsten Tage vortragen wollte, Jemand gegeben, dessen Meinung ihn interessirte, und als er nach dem Eindruck fragte, wurde ihm gesagt, daß die Lecture über die beiden ersten Akte noch nicht hinaus gediehen sei und daß aus diesen ein Urtheil sich noch nicht bilden ließe. Das mußte ihn offenbar verstimmt haben. Er erklärte das ganze Stück für „Zeug“ und „Schund“ und wollte das Geschriebene in Fetzen reißen. Ich sprang hinzu und „rettete“. Als ich ihm dann die Blätter, die ich mit vieler Mühe und noch mehr Dextrinstreifen nothdürftig zusammengeklebt hatte, wieder aushändigte, meinte er: ich hätte mir die Mühe nicht erst zu machen brauchen; in Magdeburg liege ja noch ein zweites Manuskript. Aber es hatte ihm augenscheinlich Spaß gemacht, wie sehr ich um sein Schmerzenskind besorgt gewesen war und wie fleißig ich gekleistert hatte. Und so möchte ich mich denn auch jetzt, so ernsthaft der Fall im Uebrigen sein mag, einer feldlichen Zuversicht nicht entschlagen, daß die „Feindlichen“ noch existiren und hoffentlich recht bald auf eine Bühne kommen.

Wilmersdorf.

Arno Holz.



Diva Evina.

Hief im Föhrenwalde am Vermundsee wohnte ein einsamer Föhne, der sich dort Land abgeschwendet hatte und im Winter ins Dorf fuhr und mit Schornsteinfegen manchen Schilling verdiente. Er hatte eine Tochter, die Evina hieß.

Seine Hütte lag viele Meilen weit von allen Menschen; außer ihr gab es dort nur eine kleine Ansiedlung auf der anderen Seite des Sees. Da wohnten ein paar alte Leute mit ihrem Sohne Vermund. Sie hatten ein Stück Land ausgerodet und abgeschwendet und Roggen gesät und die kleine Hütte mit einer Einriedung umgeben, die man bis auf die andere Seite schimmern sah. In dem See war ein Ueberfluß an spielenden Forellen und anderen Fischen und im Walde an Vögeln, so daß man immer seinen Lebensunterhalt hatte. Aber andere Menschen als hie und da einen Waldarbeiter, Jäger oder wandernden Gefellen sahen sie niemals, außer wenn sie mitunter einmal zur Kirche fuhren oder unten im Dorfe Fische und Wildgeflügel verkauften.

Wenn Evina mit dem Rahn draußen lag und angelte, bereitete es ihr schon von Klein auf großes Vergnügen, zu singen. An vielen Stellen hallte es so schön und klar wider, und wenn sie am Abend so sah, wurde der Klang in die Ferne getragen, weit über all die vergoldeten Waldwipfel hin. Sie versuchte es auf die mannichschafte Art und konnte einen Ton bilden, wie die feinste Weidenflöte, und der Verste so schmetternd klare Triller nachbilden, wenn sie zwitschernd gerade in die Luft hinaufstieg und dann plötzlich wieder sank. Und sie konnte tiefere Töne hervorbringen als der Vorkhahn, der auf der Fichte flötete. Es gab keinen Vogel im Walde, den sie nicht überfliegen und beschämen konnte.

Und wenn sie so von der Höhe zu jodeln begann, vergaß Vermund die Art und die Arbeit. Denn dann wußte er, sie wollte ihn mithaben beim Angeln oder zum Beerensuchen. Aber er wußte nicht, daß nicht alle Mädchen so schön singen konnten. Als sie dann nahezu erwachsen waren, begann Vermund, die Tage langweilig zu finden, an denen er sie nicht zu sehen bekam und sie nicht sprechen konnte. Er hangte und sehnte sich und ging unlustig zur Arbeit umher und paßte auf, ob er sie nicht bald wieder irgendwo hören würde. Und immer mehr schien es ihm, es müßte schön sein, sie für immer drüben in seiner Hütte zu haben, statt daß sie ihn nun rufen und nach ihm jodeln mußte. Ueberdies war der Vermundsee breit und tückisch, wenn es Sturm gab. Und wenn sich im Herbst das Eis darüber legte, und im Frühling, wenn es aufging, konnte er lange Wochen nicht hinüberkommen.

Da begann er, mit Fischen und Vögeln ins Dorf zu fahren, sich Geld zu verschaffen, und kam heim mit Kringeln und Honigkuchen und Zuckerwerk und Meth. Immer hatte er etwas Bekeres im Boot für sie mit. Und wartete er nicht auf sie, so hartete sie auf ihn. Alle Menschen unten im Dorf verheiratheten sich, meinte Vermund, also könnten sie es auch thun. Man brauchte nur zum Landhändler mit Fischen und Vögeln zu fahren, um Geld zu bekommen, und dann zum Pfarrer zu gehen und das Aufgebot zu bestellen.

So geschah es denn auch. Und früh und spät sang und trillerte sie an den letzten Sommertagen zu ihm hinüber.

Das Laub um den Vermundsee begann, gelb und roth zu werden und golden zu schimmern; es waren nur noch drei Sonntage, bis sie zur Kirche sollten. Und sie ging umher und sang und sang. Still war es und lautlos an den Herbsttagen, der Ton wurde so weit getragen und so klingend klar und kam wieder von weither zurück. Niemals war es ihr so schön und stark gelungen. Und niemals hatte sie sich so jubelnd froh gefühlt.

Es war nur noch drei Wochen hin, dann zog sie über den See. „Hinüber, hinüber!“ erklang es so laut, daß es in der Luft trillerte und in den Bergen widerhallte und in starken, vollen Tönen weit über den Vermundsee hingog. Als sie eines Tages es gerade besonders schön herausgebracht hatte, riefen einige feine Herren und Jäger — mit Hunden an der Koppel; Einer trug ein Horn um die Schultern — sie vom Waldbesichtig dicht bei ihr an. Sie hätten dort gefessen und geraftet und gelauscht. Solch eine Stimme hätten sie noch nie und nirgends gehört, sagten sie. Sie meinte, Das sei nicht so unwahrscheinlich, denn sie habe sich immer gedacht, daß sie am Besten im ganzen großen Finenwald sänge.

Dann mußte sie ihnen sagen, wo sie wohnte, und sie zu ihrem Vater führen. Er sei Schornsteinfeger im Dorf, sagte sie, und das Fegen koste acht Schilling und das Essen. Unter einander redeten die Herren in einer Sprache, die sie nicht verstand; und sie sahen sie an und nickten einander zu und sprachen laut und erregt.

Als sie in die Hütte kamen, saß der Schornsteinfeger und schnitt und band Reijig an seine langen Rehrbesen. Er hatte schon früher seine Deute gesehen und begriff wohl, daß sie nicht kamen, um ihn zum Fegen zu bestellen. Und so sagte er zur Tochter, sie möchte den Mund halten, damit er hören könnte, was sie wünschten. Aber er erschrak ordentlich, als der Mann, der das blaue Messinghorn umgehängt hatte, einen Hundertkroneuschein auf den Rehrbesen legte und sagte, seine Tochter müßte ihnen sogleich in die Stadt folgen und dort singen. Dann könnte sie Staat und goldene Kadeln und so viel Geld verdienen, daß sie sich, ehe ein Jahr um wäre, einen Bauernhof dafür kaufen könnte.

Niemals hätte Coina daran gedacht, daß sie in die Stadt kommen könnte. Sie mußte auch nicht recht, wo die hinter dem Dorfe lag. Aber sie wollte gern dorthin und singen. Nur bat sie inständig, daß sie erst mit Vermund Hochzeit halten dürfe. Aber davon konnte keine Rede sein. Wenn sie reich würde, könnte sie nach Hause fahren und heirathen, wen sie wollte. Nur müßte sie ihnen folgen, und zwar noch an dem selben Abend.

Der Schornsteinfeger setzte sie über den See. Und während sie die Viertelmeile bis zur Flußmündung hinüberruderten, sang und jodelte Coina so ergreifend schön ihrem Vermund zu, um ihm Lebewohl zu sagen, daß die feinen Herren ganz starr dasahen und dann einander entzückt zunknickten.

Aber Der, den sie für den Reichsten hielt, der mit dem Horn, der den Hundertkroneuschein gegeben hatte, wischte sich fortwährend die Augen mit einem Taschentuch und weinte wirklich, obgleich er den Vermund ja gar nicht kannte. Dann mußten sie eine Stunde zu Fuß wandern, wobei ihr Vater ihnen den Weg zeigte, bis sie an die große Chaussee kamen. Da standen zwei Wagen mit

ganzen Häusern darauf und Fenstern darin und auf dem Vorderstuh saßen seine Kutscher mit langen Peitschen. Dann ging es davon, — in die Stadt.

Noch niemals hatte sie in einem so weichen und feinen Bett gelegen wie in dieser Nacht; sie hatte nie gedacht, daß es solche Stuben und so schöne Sachen geben könnte, wie all' Das, was sie hier umgab. Nur kam ihr die Luft so bedrückend und dumpf vor, daß sie hinaus mußte, ins Freie. Und mitten in der Nacht fuhr sie auf die Thür los und wollte nach Hause. Aber sie war zu fest abgeschlossen. Und dann lag sie und weinte bis zum Morgen, wo der Kaffee und Zucker und ein ganzer Haufe schönen, warmen Weißbrotes ihr ans Bett gebracht wurde.

Später kamen freundliche Männer, die sie lehrten, wie sie es machen müsse, wenn sie vor Leuten singen sollte. Sie gaben ihr feine Kleider und allerhand Staat und übten mit ihr in einem großen Saale mit Vichtern an der Decke, Abend für Abend, hineinzukommen, sich zu verneigen und zu singen, sich wieder zu verneigen und hinauszugehen, wenn Der mit dem Horn in die Hände klatschte. Und wieder müsse sie hineinkommen und sich verneigen, so oft er in die Hände klatschte und rief. Dann kam der Abend, da die Leute sie hören sollten.

Viele Instrumente spielten. Und als sie heraustrat, sahen sie im Saale Kopf an Kopf, so daß ihr plötzlich alle heimischen Waldwipfel und Vermund einfielen. Und dann setzte sie ein, so glodenklar und silbertein. Sie perlte und trillerte höher und höher hinauf in die Luft, wie die Lerche daheim, froher und froher, und die Töne wurden lang und groß und mächtig, als sollten sie über den Vermundste hinreichen. Als sie aufhörte, blieb es still über dem ganzen Wald. Niemand klatschte und geberdete sich, wie der Mann mit dem Horn gefogt hatte. Und da that sie, wie man es sie gelehrt hatte: sie verneigte sich und ging rückwärts hinaus. Aber da brach es los. Ewina, Ewina, schrieten sie und klatschten und trampelten, wie Waldkoboide. Und lauter und lauter schrieten sie und riefen und schlugen die Hände zusammen, jedesmal, wenn sie sang. Schließlich konnte sie nichts weiter thun, als die feinsten Blumen sammeln und aufheben, sich dann verneigen und nochmals verneigen und rückwärts hinausgehen.

Gleich am nächsten Morgen kam ein Mann mit einem großen schwarzen Schnurrbart, bestellte Gräße von dem Herrn mit dem Horn und setzte einen Geldkasten mit einem Schlüssel darin vor sie hin auf den Tisch. Er war gespickt voll von Scheinen und blankem Geld in Rollen. Und als er sagte, das Alles gehörte ihr, wollte sie gleich den Kasten nehmen und zu Vermund nach Hause fahren. Aber da blinzelte er und lachte. Das sei nur ein verschwindend kleiner Anfang. Wenn sie besser singen lernen und dann mit ihm in andere Länder reisen wollte, sollte sie so viele solche Kästen zu Vermund mit heimnehmen können, daß sie den größten Bauernhof kaufen könnte.

Da dachte sie sich: Es wäre doch außerordentlich lustig, so zu singen, daß alle Leute unter der Vichtkronen ganz verrückt würden und wie toll nach ihr schrieten, und am Klügsten wäre es wohl, zu warten, bis der Geldhaufe, mit dem sie nach Hause fahren konnte, recht groß würde.

Dann kam ein „Maestro“, der sie nach Noten singen lehrte. Und dann einer, der sie gehen, stehen und die richtige Haltung lehrte. Dann probirten ihr die Modeshändlerinnen und Schneiderinnen ein schönes Kleid nach dem andern an und Alle sagten, sie müsse sich Goldschmuck und Perlen und Steine kaufen.

So sang sie und lernte und reiste mit dem Manne, der Impresario hieß, von Stadt zu Stadt und von Land zu Land. Sie lernte fremde Sprachen sprechen und Champagner trinken und an vielen Bekereien Geschmack finden, die ihr im Anfang nicht geschmeckt hatten. Und nun wollten sie, daß sie dort singen sollte, wo es am Größten und Herrlichsten sei, in der Oper. Dahin kam sie denn auch. Und berühmt wurde sie, so daß Alle von ihr sprachen. Je länger sie umherreiste, desto verrückter schriegen sie und desto toller klatschten sie in die Hände und riefen Bravo und bejubelten Signora Evina. Und desto größer wurden die Blumenberge am Abend und der Geldkasten am nächsten Morgen; und Könige und Kaiser schenkten ihr Armbänder mit Perlen und Diamanten. Wenn die Leute sich nach der Diva müde geschrieben hatten, spannten sie sich vor ihren Wagen und zogen sie nach Hause. Und in das Hotel, wo sie wohnte, sandten sie Blumen und Geschenke, so daß sie kaum noch daran dachte, nach Allem zu fragen, was gebracht wurde.

So sang sie und reiste, von Blumen überschüttet, in der Welt umher. Das Geld kam und ging. Was sie besaß, wußte sie nicht. An den Vater ließ sie einen Geldbrief heimsenden; sie selbst konnte wenig schreiben, bekam aber vom Pfarrer des Dorfes die Antwort, daß der Alte gestorben sei.

Im Sommer lebte sie auf ihrer Villa in den Pyrenäen. Und die Dienerschaft und das Gefolge und die Reisen kosteten große Summen, die sie immer bei der Bank anwies. So war es mehrere Jahre gegangen. Sie entsann sich kaum noch, daß sie einst als armes Mädchen am Bermundsee herumgewandert war.

Dann sang sie wieder eines Abends. Das Haus war gefüllt vom Parquet bis zum Dach. In der Loge mit der Krone darüber saß der Kaiser und die Kaiserin und die Prinzen und die Vornehmsten vom Hofe. Sie erhob an der herrlichsten Stelle des Theaters den Blick; da sah sie hoch oben ein Gesicht, das sich herabneigte und sie anstarrte. Das Blut strömte ihr zum Herzen. Sie mußte an Vermund denken. Es mochte sie wohl nur eine Ähnlichkeit an ihn, dachte sie. Aber sie mußte während der ganzen Zeit, die das Spiel dauerte, nur ihm ansehen und ihren Blick dorthin wenden. Daß er dort jetzt sitzen sollte, war ja so unmöglich, wie daß der Bermundsee herkam. Aber je länger sie hinsah, desto mehr meinte sie, er müßte es doch sein; und sie erkannte so genau die Kopfhaltung und den Haarfall, wie er da so sah und lauschte, und die starken Mundwinkel wieder, die sich herabzogen, wenn ihn Etwas erregte. Da erklangen ihre Töne so ergreifend und gewaltig, wie sie, seit der Zeit, da sie am Bermundsee daheim gewesen war, sie nicht hervorgebracht hatte.

Als er aber ein blauesarrirtes Taschentuch hervorzog und erst das eine Auge und dann das andere wischte und das Tuch wieder zusammenlegte, wäre sie beinahe aus der Rolle gefallen. Nun wußte sie sicher, daß es Vermund sei. Und plötzlich ward ihr Blut so lodhend wild und sie so froh, daß sie an die Rampe vorstürzte und sang und jodelte in ihrer alten Sprache wie einst: „Vermund, Vermund, komm — hinüber — hinüber — hinüber —“ . . .

Da erhob sich der Kaiser und klatschte und das ganze Haus dröhnte und erbeßte unter den Bravorufen. Und nach der Schlußarie wurden Blumen und kostbarer Schmuck auf die Bühne geworfen. Siebenmal mußte sie vor und sich

verneigen. Als sie aber zum achten Mal noch ihr riefen und schrien und Viele hinausstürzten und ihr die Pferde ausspannen und sie nach Hause fahren wollten, war sie fort.

Evina hatte ihren Wagen draußen halten lassen und Bermund aufgelaurret. Und da erzählte er ihr, daß er die ganze Zeit sich gebangt und auf sie gewartet und ihrer geharrt hatte, bis er es daheim nicht mehr aushielt. Im Dorfe lasen sie in den Zeitungen und schwapten von Schornsteinfegers Evina, die so berühmt geworden sei und draußen in der großen Welt singe. Aber wenn er beim Landhändler nach ihr fragte und meinte, sie würde wieder in den Fichtenwald heimkehren, blinzelte Der nur und lachte. Da sei er davongewandert und habe sich von Stadt zu Stadt durchgeschlagen und Feuer auf einem Schiff genommen, bis er herkam und hörte, daß sie heute Abend singen sollte.

Und Fragen und Erkundigungen strömten von ihren Lippen, wie ein Wasserfall, da sie nun endlich einmal in ihrer Sprache von all ihren Angelegenheiten schwagen konnte, von denen sie in langen Jahren mit keinem Menschen hatte reden können und an die sie kaum Zeit gehabt hatte, zu denken. Es war ein tolles Hin- und Hergeschwätz von allem Möglichen daheim, von hundert Dingen, mit denen sie gar nicht fertig werden konnten, bis der Wagen vor dem Hotel hielt, so daß er mit hinauf mußte, damit sie weiter schwagen könnten.

Aber fortwährend kamen seine Leute die Treppe hinaufgereit, die Alle die Diva Evina begrüßen wollten und die ihr dankten und sie priesen und auf sie einsprachen und mit den Hüten in den Händen herumfuchtelten. Alle riefen, sie habe noch niemals so herrlich gesungen wie heute Abend. Und vom Kaiser kam ein blißendes Armband, für das sie danken mußte und lange bei dem Kammerherrn stehen und mit ihm reden. So bekamen sie keine Ruhe und er mußte versprechen, am nächsten Morgen wiederzukommen, früh vor der Probe, da sie dann Zeit hätte.

In dieser Nacht konnte sie nicht schlafen. Sie dachte an all die Nachrichten aus der Heimat, lag und dachte an Bermund und sehnte sich danach, daß es Tag werden möchte, damit sie ihm all ihre Herrlichkeiten zeigen und ihn das Wertwürdige sehen lassen könnte, über das er sich wundern würde, und ihm erzählen, wie sie nun lebte. Ihr war, als liege sie wieder daheim in ihrem Bett und müßte aufstehen, wenn die Sonne aufging, und mit dem Kahn hinaus und angeln. Jedes Knotens in der Fischschnur entsann sie sich; und sie ruberte und ruberte, konnte aber nicht vorwärts kommen wegen des Schilfes am Lande, in das immer die Angelschnur einhalte und abriß.

Und als er dann kam, schwapten und lachten und kosteten sie wieder so schnell, wie ein Mühlrad geht. Es nahm gar kein Ende: von dem Alten und Neuen daheim, wo die beiden kleinen Hütten auf den beiden Seiten des Sees rauchten. Sie hatte nichts vergessen und sprach sich so hinein, als wenn sie noch dort wäre. Als sie dann aber losjodeln wollte: „Bermund, Bermund, komm hinüber!“ und schon die Hand dazu an den Mund setzte, begann sie sich plötzlich. Da begriff er, daß von Hochzeit und Vergleichen jetzt keine Rede mehr sein könnte. Dann wollte sie ihn in ihrem Wagen ausfahren und ihm die wilden Thiere zeigen, Löwen und Tiger und Schlangen und die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Sie fuhren mit Kutscher und Diener auf dem Bock aus, und wo sie hinkamen, nahmen die Leute den Hut vor ihnen ab. Und sie sahen Alles und machten Alles mit,

was sich in einem Tage bewältigen ließ. Aber von Anderem als von ihrer Heimath sprachen sie während der ganzen Zeit nicht.

Als sie dann in Evinas Hotel zurückkehrten, stand in einem kleinen Zimmer eine Tafel gedeckt mit schimmerndem Silberzeug und Kristall und Tafelaufsätzen und Blumen, so daß es die Augen blendete. Und die Kellner trugen ein lederes Gerücht nach dem anderen auf. Aber sie sahen nur und schwärmten von Honigkuchen und Kringeln und Zuckerwerk, das sie daheim im Boot auf der Ruderbank getheilt hatten, bis ihnen Beiden ganz die Glust verging.

Zum Sommer wollte sie heim an den Vermundsee, nicht nach der Villa in den Pyrenäen. Sie wurde ganz veressen darauf. Und er sollte Geld mitbringen, um die verfallene Hütte ihres Vaters wieder in Stand zu setzen. Sie wollte dort wohnen und es gerade so haben wie in alten Tagen, sagte sie. Schließlich verabschiedete er sich dann und reiste ab.

Aber der Landhändler im Dorfe blinzelte und suchte mit den Achseln, jedesmal, wenn Vermund sagte, daß sie versprochen habe, im Sommer in den Bienenwald zu kommen. Aber richtig: schließlich kam sie doch. Eine Woche wanderte sie umher und jubelte im Wald und auf dem See, auf allen den Plätzen, wo es so schön gelungen hatte, als sie dort als junges Mädchen umherging. Mit Vermund fuhr sie im Raßn hinaus und versuchte das Angeln auf den alten Fischplätzen bis zur Flußmündung hinab. Ihr schien, so etwas Gutes wie die Salme und Forellen, die sie selbst geangelt hatte, und die Berghimbeeren, die sie auf dem Beerenmoor lasen, habe sie nicht gegessen, seit sie hier war. Und die Luft war so frisch und rein und sommerlich warm.

Aber eines Morgens erwachte sie darüber, daß es regnete und Alles grau war und dichter Nebel über den Waldwipfeln hing. Am nächsten Tage war das Wetter nicht besser; es regnete und regnete und Bden zogen über den See. Da wurde es langweilig und traurig und einsam, so den ganzen Tag zu sitzen, während es an die Fenster Scheiben platschte und herabrieselte.

Da reiste sie plötzlich ab. Und von der Station beim Landhändler ging es im Wagen mit zwei Pferden und Vorspann in fliegender Fahrt durch das Dorf hinab und weiter bis zu dem Ort, wo ihr Impresario auf sie wartete.

Wieder ging es hinaus in die Welt auf Reisen und Tournees, Jahr für Jahr. Geld kam und ging. Und im Sommer hielt sie sich nicht mehr auf ihrer Villa in den Pyrenäen auf, sondern an Kurorten, die halbstärkende Quellen hatten. Und mehr und mehr war in den Zeitungen davon die Rede, daß die höchsten Töne nicht mehr ganz so voll und rein erreicht würden, und man bat den Impresario, ihre Stimme mehr zu schonen. Und immer öfter wollten Leute Geld von ihr haben und immer weiter mußte sie reisen, um die Summen aufzutreiben, die nothwendig waren. Und ihre Halskuren wurden immer länger. Solche hohen Stimmen seien niemals von langer Dauer, sagten die Aerzte. Die thrige hätte geschont und behutsam behandelt werden müssen, während jetzt blind gegen sie gesündigt worden sei.

So vergingen noch einige Jahre.

Eine Weltgröße zu sehen und zu hören, war immer noch interessant und zog die Leute an. Aber das Klatschen und die Bravorufe und die Blumen wurden spärlicher und die Einkünfte immer kleiner. Dann kam die Zeit, wo die Zeitungen

verdrücklich und ärgerlich wurden, das Blatt vom Rande nahmen und sie eine Orgel nannten, deren Pfeifen zerbrochen und ausgefallen seien.

Da waren die Schmuckstücken und Diamanten und Kostbarkeiten längst verfehlt und die Villa in den Pyrenäen war den Gläubigern verfallen. Und sie selbst war überflüssig unter all den Menschen, denen sie als großer Stern geleuchtet hatte. Sie zogen sich von ihr zurück und mieden sie. Da tauchte der Vermundsee in ihrer Erinnerung auf und blinkte ihr wunderbar blau und blank entgegen. Da konnte sie noch singen und über die vergoldeten Waldwipfel hinjodeln, dort schrien keine Zeitungen und klagte kein Impresario und die alte Hütte war für die Gläubiger nicht die Reise werth.

... Und eines Tages im Sommer sah Vermund, daß drüben Rauch aufstieg. Da muß Jemand eingezogen sein, dachte er. Und er hatte nun auf die Hütte so viel Jahre geachtet und auf Ordnung gesehen für sie, die einmal kommen konnte, daß er meinte, er habe ein Recht darauf und müsse hinüberfahren und nachsehen. Und da sah Evina am Herde und kochte ihren Morgenkaffee. Sie hatte sich gestern Abend von der Flußmündung hinüberrudern lassen. Sie hatte jetzt nicht viel mehr mit als an dem Tage, da sie fortreiste. Aber Vermund schien es, es wäre genug, denn je weniger sie hatte, desto fester sah sie hier. Und für den Unterhalt wollte er schon sorgen, meinte er.

Dann war er jeden Tag mit dem Boot drüben und verdrückte die Fensterrahmen und die Wände mit Moos und haute Holz und setzte Alles in Stand und brachte Vögel und Fische.

Sie theilten wieder Zucker und Kaffee, wenn er unten im Dorfe gewesen war und Etwas verkauft hatte, und sie ruderten zusammen hinaus und zogen die Netze und angelten, bis im Herbst Eis zu frieren begann und es schwer ward, hinüberzukommen.

Da stand sie eines Tages und winkte. Er verstand, daß sie jodelte; aber die Stimme reichte nicht mehr hinüber. Nun mußte er sich wohl mit dem Rahm durch die Eisedecke durchhauen, und als er hinüberkam, erfuhr er, daß ihr Alles im Hause fehle. Da meinte er, es wäre am Besten, sie folgte ihm gleich im Rahm hinüber, statt rathlos zu sitzen und nur zu winken und zu rufen.

Der Schnee legte sich über den Wald und der Winter kam. Unten im Dorfe meinten sie, es sei eine seltsame Begebenheit, daß sie, die einst draußen in der Welt so berühmt gewesen war, nun wieder zur bloßen Evina geworden sei und den Vermund oben am See geheiratet habe. Aber oben in der Blockhütte kochten und wirtschafteten sie und sammelten Reifig und Holz und trugen es ins Haus und lebten und arbeiteten. An den Abenden sah Evina vor den Kacheln und rührte im Kochtopf und sumnte und sang Stücke von Arien und Opern-melodien, wie sie ihr gerade einfielen, gleich einem alten Vogel, der stöhnend hie und da noch einen Ton herausbringt. Und nach und nach ward es ihr, wenn sie auf die Waldwipfel am Vermundsee blickte, als sähe sie die lichten Säle, in denen die Köpfe wogten und Lächer und Hüte ihr Beifall winkten.

Jonas Lie.



Kraukauer Herbsttage.

Wer an der großen Heerstraße wohnt, die nach dem Osten führt, hat die Gelegenheit, allerlei Menschen kennen zu lernen. So ist es mir ergangen. Es waren Aerzte und Juristen, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler, arme Teufel, die Monate lang von Thee, Brot und Käse leben, und die reichen Söhne von Gutbesitzern und Händlern, Polen, Russen, Armenier und Bewohner des fernem Sibirien; und ich habe mir unter ihnen viele Freunde erworben. Mancher, der in die Heimath zurückkehrte oder sie für immer verließ, hat seine Reise für mich unterbrochen und ich geleitete ihn dann ein Stück Weges. Jeder weiß zu erzählen und nicht nur von seinem Volk; denn es besteht unter diesen Menschen des großen Ostens ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, wie es sonst nur bei ganz kleinen Nationen zu finden ist und den Deutschen völlig fehlt.

Züngst besuchte mich ein polnischer Freund auf der Heimreise; er machte mir arge Vorwürfe: „Kommen Sie doch endlich einmal zu uns nach Krakau. Es liegt so nah; Sie haben nur drei Stunden mit dem Sitzzug. Sie kennen so viele Polen und kennen doch Polen nicht!“ Er hatte Recht. Vor vielen Jahren hatte ich die Salzbergwerke in Wieliczka besucht und auf dem Rückwege wenige Stunden in Krakau zugebracht. Unter den verblissenden Erinnerungen dieses Tages ist mir nur eine lebendig geblieben.

Es war grau und trüb traurig. Durch die finsternen, feuchten Straßen schritt ich den Stradom entlang, auf den Kazimierz zu, die Judenstadt. Im Nebel lag auf der Höhe der Wawel, die Königsburg, mit der großen Glocke Ingumunt, die nur einmal im Jahr geläutet wird. Die Thüren waren geschlossen, denn es war Pfingstsonntag. Nur auf der Schwelle eines geöffneten Hauses sah ich einen alten Juden. Die ganze Gestalt schien in sich zusammengesunken; nur die Augen lebten. Und dieser starr in das Weite gerichtete, melancholische Blick mit seiner Lebensmüdigkeit und Todessehnsucht grub sich tief ein. Der ganze Leidensweg der Ahasverussöhne spiegelte sich darin; den selben Blick hat Josef Israels in seinem berühmten Bilde dem „Sohn eines alten Volkes“ gegeben.

Ich war der Aufforderung meines Freundes gefolgt und sah nun mit ihm auf dem Hügel, der dem Andenken an Kosciuszko geweiht ist. Wir lehnten uns an den Granit, der den Namen des letzten Feldherrn der Republik verflücht. Auf dem großen Platz der Stadt, in der Nähe des alten Rathhausthurmes, bezeichnet eine Steinplatte den Ort, wo Kosciuszko der Republik im März 1794 Treue schwur, ehe er für die Freiheit auszog. Dort soll einst sein Denkmal stehen. Die bestgemeinten ökonomischen Reformen und die äußerste Kräfteanstrengung vermochten damals Polen nicht mehr zu retten. Wenige Decennien vorher hatte der Abt Franz Salesius Jezierski die „Mysterien der polnischen Regierung“ also beschrieben: „Polen ist zugleich Republik und Königreich, vereinigt durch den Zustand des Interregnums. In dieser Republik der Privilegien und Unordnung herrscht der König, der Senat und die Ritter, drei Stände, — und doch im Grunde nur der Edelmann, denn sowohl der König als der Senator und der titterliche Landbote sind Uelleute. Es ist ein für den menschlichen Verstand undurchbringliches Mysterium, durch welches Wunder der eine Adelsstand zu drei

Ständen wird und aus der einzelnen Person des Königs ein ganzer Stand werden konnte.“ Die Besten des Landes hatten sich 1791 in den Dienst des Reformwerkes gestellt. Doch es war zu spät. Nur die Befreiung des Bauerntumes, der letzten, unverbrauchten Kraft Polens, hätte den Staat noch retten können; weder die Führer des vierjährigen Reichstages noch die Männer der Erhebung von 1794 wagten sie. Der Einzige vielleicht, der die Situation klar durchschaute, war der edle Hugo Kottontaj, der seinen Antheil am Verzweigungskampfe mit achtjähriger Gefangenschaft in Olmütz büßen sollte. Er rief in seiner „Besten Warnung an Polen. 1790.“ dem Adel zu: „Was zögert Ihr noch? Worauf hofft Ihr? Durch Euer Interregnum und Eure Mißwirtschaft habt Ihr den größeren Theil Polens verloren, habt den Nachbarstaaten Millionen Unterthanen ausgeliefert. Und Ihr glaubt noch immer, mit überlebtem Feudalismus, eine Handvoll Obelleute, die eingeschüchterte und verwahrloste Nation retten zu können? Thut, was Ihr wollt, hoct auf Privilegien, grübelt über Eure feudalen Vorrechte: ein Land mit sieben Millionen Sklaven, auf allen Seiten von despotischen Staaten umgeben, kann nicht frei sein. . . Nur ein Entschluß vermag uns zu retten, nur wenn Ihr für das gemeinsame Interesse des ganzen Volkes kämpfen wollt, können wir den Feind besiegen.“

Der Weg zum Hügel geht durch die Vorstadt Zwierzyniec. Von einem Nonnenkloster mit hohen, fensterlosen Mauern führt eine Allee in sanfter Steigung bis an den Fuß des Hüfels. Der Herbst hatte mit zartestem Gelb bis zu sattem Roth das Laub der Bäume und der Sträucher gefärbt, der Himmel war tiefblau und trotz dem Sonnenschein lag ein feiner silberner Schleier über dem Horizont. Es ist nichts Erhabenes in dieser Landschaft, nichts, was die Augen gewaltiam auf sich zöge, und doch liegt eine Schönheit darin, die in das Herz bringt und die man nicht leicht vergißt. Zur Linken das Thal der Weichsel, die sich zwischen kleinen Dügeln windet, geradezu die Anhöhen mit dem Kamaldulenserkloster von Bielany, zur Rechten, ganz in Grün gebettet, die Stadt mit unzähligen Thürmen und Thürmchen. Erde aus allen Theilen Polens, von allen Orten, wo Kosciuszko gelebt und gefochten, wurde anfangs der zwanziger Jahre zusammengetragen, um den Hügel zu seinem Gedächtniß zu errichten. Bis in die Heidenzeit zurück reicht die alte polnische Volkssitte, über dem Gräbern großer Toten Erbhügel aufzuführen, und im Südosten der Stadt erheben sich die beiden Hügel des sagenhaften Gründers von Krakau und der Fürstin Wanda, seiner Tochter, die, um des Gelübdes der Keuschheit willen, den Tod in den Fluthen der Weichsel suchte. Jetzt umgiebt den Kosciuszko Hügel ein Fort, und während wir oben sitzen, hören wir, wie unten in den Höfen den Rekruten die ersten Elemente des Gehens, Stehens und Laufens beigebracht werden

„Es ist schön hier“, sagte mein Freund, auf die Stadt hinunterblickend, „nicht wahr? Und es läßt sich hier leben, in vielen Stücken sogar besser als draußen bei Euch Deutschen. Ihr vernachlässigt die Form, weil sie Euch lästig und unbecquem ist in Eurer Beschäftigkeit. Finden Sie draußen gebildete Männer und Frauen, die zusammentreten, um sich über ein Kunstwerk zu verständigen, aus einem ehlichen Interesse an der Kunst, aus einem wirklichen Bedürfniß nach Kunst? Die Masse der Gebildeten bei Euch begnügt sich mit der Zeitung und der Künstler hat nur den Kreis seiner Fachgenossen, in dem bis zum Ueber-

brauch die alten Probleme immer wieder verhandelt werden. Freilich: wir haben nie selbst einen Anstoß gegeben; keins der schönen Baudenkmäler dort unten ist von einem Polen. Die Fremden waren in Allem unsere Lehrmeister, erst die Deutschen, dann Italiener und Franzosen. Unsere eigene Wissenschaft und Kunst ist erst von gestern und vorgestern. Und doch haben wir Kultur, mehr, als die anderen Völker von uns glauben. So viel wir auch empfangen haben, wir haben es selbständig verarbeitet. Gehen Sie in unseren Kunstverein. Sie finden dort die Malweise aller Schulen und Richtungen Europas und doch ist da ein verbindendes Etwas, das Sie schließlich zwingen wird, anzuerkennen: Es giebt eine polnische Malerei. Wir haben auch ein stärkeres Verlangen nach Schönheit und Verfeinerung als Ihr draußen und deshalb achten wir die Form als werthvoll. Mag der Hock eines gebildeten Polen noch so sadenscheinig, mögen seine Stiefel gerissen sein: er trägt Handschuhe. Wie oft habe ich darüber mittheilig lächeln oder verächtlich die Nase rümpfen sehen! Und doch liegt darin viel, denn der Handschuh ist ein Stück Kultur."

Draußen am Ende des Kazimierz, nur durch eine Häuserreihe von dem Bärm und Getriebe getrennt, steht eine Kirche. Sie ist von einer halb verfallenen Mauer umgeben und Wind und Wetter haben sie arg mitgenommen. Vor dem Eingange wurden Amulets und Heiligenbilder, Kirchenlieder und Traktätlein feilgeboten. Auf der anderen Seite der Kirche ist ein weiter, mit Bäumen besetzter Rosenplatz, den ein gelbgetünchter, freundlicher Klosterbau umgiebt. Vor der Thür des Klosters hielt ein altnobischer, bequemer und breitspuriger Wagen und zwei wohlgenährte geistliche Herren waren eben im Begriff, mit großer Umständlichkeit darin Platz zu nehmen. Jenseits der Mauer ging das Elend seine angestreteten, vom Schmutz starrenden Wege.

Durch eine Seitenthür traten wir in die Kirche. Sie ist mit all den glänzenden Kostbarkeiten und Nichtigkeiten gefüllt, womit der Katholizismus die Stätten seines Kultus schmückt. Doch unsere Blicke wurden durch einen sonderbaren Anblick abgelenkt. Um einen kleinen Altar in der Mitte des Kirchenschiffes knieten kniend wohl dreißig Menschen, Junge und Alte, Männer und Weiber; sobald sich Einer erhob, nahm ein Anderer seinen Platz ein, während ihre Lippen sich fortgesetzt in stillen Gebet bewegten. Schweigend blickten wir auf das ungewohnte Schauspiel und verließen dann die Kirche. Wir waren ein Stück Weges gegangen, als mein Freund ausrief: „So ist bei uns die Masse des Volkes. Branntwein, das Nahrungsmittel, und Selbsterniedrigung: Das sind die Zeichen, die auf die Stirn gebrannt sind. Die Knechtschaft liegt im Blut! Nichts zu machen.“

Wir hatten die Krakowska passiert und befanden uns jetzt in einer Seitengasse, an deren einen Seite ein Kloster, an der anderen die Backsteinmauer des Klostersgartens sichtbar war. Durch ein hohes eisernes Gitterthor betraten wir den Garten, in dem die St. Michaelskirche liegt. Im Volksmunde heißt sie die Skalka, weil sie auf dem Felsen am Ufer der Weichsel gebaut ist. In ihrer Gruft werden Personen beerdigt, die sich um Polen verdient gemacht haben. Die Erlaubniß zur Beisetzung giebt jetzt das österreichische Ministerium. Ob wohl für unsere verschieden gearteten polnischen Minister hier Plätze reservirt sind?

Rechts vom Eingange ist ein Brunnen, dessen vieredriges Becken in Stein gefaßt ist. Aus dem Wasserspiegel erhebt sich das Standbild des Heiligen

Stanislaus, der am Altar der Skalka im Jahre 1079 von Boleslaw Simialy ermordet wurde, nachdem er die Bgellofigkeiten des Königs gerügt und über ihn den Bann verhängt hatte. Der König starb in der Verbannung. In der Mitte der doppelarmigen, schön geschwungenen Steintreppe, die zur Kirche emporführt, ist der Eingang zur Gruft. In der Kirche wurde Gottesdienst gehalten und wir setzten uns auf die Stufen der Treppe. Das Abendroth streute seinen spärlichen Schein auf die Wasser der Weichsel, vom Kazimierz her drangen gedämpft Drehorgelklänge und das Geräusch der Menge zu uns herüber, doch hier war tiefer Friede.

Im Theater wurde „Matka Szwarcenkopf“, ein Volksstück mit Gesang und Tanz von Madame Zapolska, gegeben. Es ist ein mittelmäßiges Stück, das mit Thränen endet. Frau Zapolska ist Schauspielerin; auch als Schriftstellerin hat sie einen Namen; ihre Novellen sollen erotisch sein; in „Matka Szwarcenkopf“ ist davon nichts zu spüren. In Warschau hat das Stück mehr als hundert volle Häuser erzielt und auch in Krakau war das Theater stets ausverkauft. Das Interesse des Publikums erklärt sich, abgesehen von der geschickten Szenenführung und klugen Ausbeutung wohlfeiler Effekte, durch das Milieu der Handlung. „Matka Szwarcenkopf“ ist ein Judenstück; mit Ausnahme zweier Nebenrollen sind sämtliche Personen des Stückes Juden, und zwar der Mehrzahl nach arme orthodoxe Juden. Matka Szwarcenkopf ist die Tochter eines armen Hausirers. Eine reiche Dame hat sie über ihren Stand hinaus erziehen und ausbilden lassen. Als die Dame dann stirbt, muß Matka in die Dürftigkeit und den starren Zwang des väterlichen Hauses zurückkehren. Sie wird verheiratet. Ihren Bräutigam, einen kleinen, häßlichen, kaum den Knabenschuhen entwichenen Menschen, sieht sie bei der Hochzeit zum ersten Male. Das Kind fürchtet sich vor dem schönen Mädchen, das bleich wie der Tod in seinem Brautschmuck dasteht und den väterlichen Willen wie eine Schikung über sich ergehen läßt. Während Matka in der ihr aufgezwungenen Ehe langsam dahinsiecht, lernt sie einen gebildeten Mann kennen und lieben. Er bemüht sich vergeblich, sie aus ihren Fesseln zu befreien. Sie nimmt Gift und stirbt. Die wirkliche Tragik solcher jüdischen Zwangsehen hat Frau Zapolska nicht zu zeigen vermocht; auch gelang es ihr nicht, die Konflikte zu vertiefen, die sich daraus ergeben, daß ein modern empfindendes Wesen in diese Atmosphäre des Elends und durch die Tradition geheiligten Aberglaubens hineingezwängt wird. Dagegen sind Typen und Milieu dieser armen polnischen Juden gut getroffen. Jedes Detail ist beobachtet und sorgfältig wiedergegeben. Die Heirathvermittlerin und der „Marshall“, der Lustigmacher der Hochzeitgesellschaft, treten auf und das ganze Cerimonieell der Verheirathung geht auf der Bühne vor sich. Jedenfalls ist das Stück eine kulturgeschichtlich interessante Schilderung.

Im Jahre 1822 konnte Heinrich Heine von den Juden sagen, daß sie den dritten Stand Polens repräsentiren. Das hat sich geändert, denn der Reichthum Einzelner vermag keinen Ersatz für das Masseneleid der galizischen Juden zu bieten. Man hat den Polen oft eine Vorliebe für die Juden nachgesagt, aber vergessen, daß es lediglich ökonomische Gründe waren, aus denen die Juden nach Polen scheinlich berufen wurden und hier Freiheiten genossen, die sie in anderen Ländern erst nach Jahrhunderten erringen konnten; denn wer sollte sonst damals

Handel und Gewerbe in Polen betreiben? Die freundwillige Gesinnung des polnischen Adels für die Juden erkennt man klar aus dem Gesetz von 1643, das den Handelsge Gewinn auf sieben Prozent für den Polen, fünf für den Ausländer und drei Prozent für den Juden beschränkte. Und heute noch, wie vor Jahrhunderten, streicht der selbe polnische Adel, nobel, ohne sich die Hände zu beschmutzen, die hohen Propinationerträge ein, während an dem elenden jüdischen Branntweinschänker der Makel des Wistverkaufes haften bleibt.

... „Ich will es aussprechen, wer mein Vaterland zerrüttet hat! Die Herren allein sind schuld am Unglück der Polen. Sie waren es, die alle Achtung vor dem Gesetz untergruben. Sie haben die Idee der Gerechtigkeit aus den Gemüthern gerodet. Das Gesetz war ihnen eben recht, wenn es ihrem Stolz, ihrer Habgier, ihrer Rachsucht diente, sonst nicht. Wer war auf den Landtagen der Lehmeister jeglicher Verbrechen, jeglicher Gewaltthat und Hinterlist? Die Herren! Wer lähmte Jahrhunderte lang die vollziehende Gewalt? Die Herren! Wer machte die Gerichtsstellen zu Märkten der Gerechtigkeit oder zu Stätten der Völlerei und der Gewalt? Die Herren! Ja, die Herren sind's, die mein liebes Vaterland auf diese Stufe des Verfalles, der Schwäche, der Verächtlichkeit gebracht haben. Zügellos, leichtsinnig, habgierig und verschwenderisch, stolz und gemein, die Gesetze mit Füßen tretend, allen Leidenschaften ergeben: so sind die Herren in Polen!“ Wäre diesen leidenschaftlichen Worten noch hinzugefügt: „Und jetzt sind sie im Begriff, ganz Oesterreich zu Grunde zu richten“, — fast könnte man versucht sein, zu glauben, ein polnischer Bauer hätte sie in seinem gerechten Zorn den Herren vom Polenklub im Reichsrath entgegengeschleudert. Doch der polnische Bauer im Reichsrath ist zahm geworden, so zahm, daß er den Adligen die Hände küßt und schweigt. „Die polnischen Bauern sind kriechend und klavisch in ihren Ehrenbezeugungen: sie neigten sich bis zur Erde, zogen ihre Hüte ab und behielten sie so lange in der Hand, bis wir ihnen aus dem Gesicht waren; sie hielten beim ersten Anblick unserer Wagen mit ihrem Karren still und drückten in ihrem ganzen Betragen die niedere Knechtschaft aus, in der sie leben.“ So charakterisirte am Ende des vorigen Jahrhunderts der Engländer Goze, der als scharf blickender Reisender ganz Europa durchwandert hatte, den polnischen Bauern. Und vierzig Jahre später sagte Heinrich Heine von ihm: „Die Unterwürfigkeit des polnischen Bauern gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn und spricht die Formel: ‚Ich küsse die Füße.‘ Wer den Gehorsam personifizirt haben will, sehe einen polnischen Bauern vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif.“ Bis heute scheint sich darin nicht viel geändert zu haben, denn die Ursachen dieses klavischen Verhaltens sind die selben geblieben. Doch auch die vorhin angeführte Anklage voll bitterer Wahrheit, so modern sie uns in die Ohren klingt, ist über hundert Jahre alt. In seinem 1790 erschienenen „Warnungen an Polen“ richtete sie Stanislaus Staszyc, der ehrwürdige politische und ökonomische Reformator, gegen die polnischen Herren. Er hat gewiß nicht geahnt, auf wie lange Zeit hinaus er mit seinen brandmarkenden Worten Recht behalten würde.



Selbstanzeigen.

Kritik der wissenschaftlichen Erkenntniß. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1898.

Es war zu Neapel in der Mitte der achtziger Jahre. Ich verkehrte damals in einem Kreise junger Mediziner, die an der dortigen Universität studirten. Unter ihnen befand sich ein abbruzzesischer Edelmann aus Castel di Sangro, Alessandro d'O., mit dem ich mich eng befreundet hatte; er stand gerade im Staatsexamen. Er hatte, angestachelt durch das Beispiel einiger Freunde, vom Fieber der Wissenschaft ergriffen, obgleich er herzleidend war, den Warnungen seiner Eltern und den Bitten seiner Braut zum Trotz, das heimathliche Gut, das er bewirthschaften sollte, verlassen, um sich in Neapel mit Eifer dem Studium der Medizin zu widmen. Die anstrengende, aufreibende Arbeit, der Mangel an gesunder Luft und hygienischer Lebensweise, endlich die Aufregungen des Examen hatten die schwankende Gesundheit meines Freundes, dessen Leben nur in der Ruhe des Vandaufenthaltes hätte erhalten werden können, vollends untergraben und zerrüttet und bald wurde es uns Allen klar, daß seine Tage gezählt waren.

Eines Abends begegnete ich ihm auf dem Toledo; ich erschrak über sein hinfalliges Aussehen; nur mit Mühe konnte er sich aufrecht halten. Wir gingen langsam bis zur Piazza del Plebiscito hinunter, wo wir bis spät in die Nacht hinein auf und ab wandelten. „Morgen ist das letzte Examen,“ sagte er mit traurigem Wächeln, „aber meine Kräfte sind erschöpft, — es geht mit mir zu Ende. . . Hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, vergessen Sie es nicht! Die Wissenschaft, für die ich Alles aufgegeben habe, hat mir eine Enttäuschung bereitet: sie ist die unfehlbare Einsichtsquelle nicht, für die sie ausgegeben wird. Die angeblichen Großthaten der Erkenntnißvermehrung schrumpfen bei näherem Hinblick zu sehr bescheidenen Dimensionen zusammen. Sehen Sie: ich, der ich an einem Herzleiden rettungslos dahinsieche, studire seit fünf Jahren — Dreikunde! Köstlich eine grausamere Ironie denken? Und ähnlich steht es im Grunde mit allen wissenschaftlichen Disziplinen. Die Wissenschaft hat meine Erwartungen nach Aufschluß über die Entstehungsgründe des Daseins betrogen und meinen Durst nach Wahrheit nicht zu stillen vermocht. Sie ist des Opfers nicht werth, das ich ihr gebracht habe. Was ich durch sie gewann, wiegt Das nicht auf, was ich durch sie verloren habe: mein ganzes Lebensglück.“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich. . . Am Nachmittag des nächsten Tages waren wir Freunde in der Wohnung Alessandros versammelt. Er erwartete, erregt und verstimmt, einen Boten, den er abgesandt hatte, um Erkundigungen nach dem definitiven Ergebnis der Prüfung einzuziehen. Der Bote trat plötzlich ein und verkündete den glücklichen Ausgang des Examen. Mit dem lauten Ruf: „Endlich frei!“ sprang Alessandro in überwallender Freude von seinem Stuhl auf, griff mit den Händen verzweiflungsvoll in die Luft, als ob er sich an Etwas Klammern wolle, — und stürzte taumelnd zu Boden. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Dieses traurige und erschütternde Ereigniß hinterließ in mir eine nachhaltige Wirkung und die Worte, die mein Freund am Vorabend seines Todes zu mir gesprochen, erhielten dadurch eine doppelte Bedeutung, gleichsam als eines geistigen Vermächtnisses, das mir der Verstorbene hinterlassen hatte. Ich stellte

mir die Aufgabe, die Wissenschaft auf ihren Erkenntnißwerth einer eindringenden Prüfung zu unterziehen, um, unbestimmt um alle Präntensionen und Legenden der wissenschaftlichen Selbstberückung, unparteiisch festzustellen, wie weit der Forschung eine Lösung der Probleme der Erkenntniß gelungen sei.

Das Ergebnis dieser nahezu zehnjährigen Studien ist die vorliegende Kritik der Erkenntnißresultate, die ich hiermit der Öffentlichkeit zur Nachprüfung übergebe. Doch muß ich hervorheben, daß es sich dabei nicht um leichtfertig hingeworfene, unreife und laienhafte oder tendenziös gefärbte Diatriben, sondern um reiflich erwogene, auf eingehender Sachkenntniß beruhende, durch gewichtige Argumente gestützte, tief wurzelnde Ueberzeugungen handelt, die durch eine oberflächliche, in den Geist des Werkes nicht eindringende, sondern sich nur auf die Wiederaufschung der fasssam abgeleiteten konventionellen Phrasologie beschränkende Antikritik nicht erschüttert werden können. Das Werk stellt die gleichsam praktische Ergänzung der kantischen Vernunftkritik dar, indem es durch die Analyse der bisherigen allgemeinen Ergebnisse der wissenschaftlichen Erkenntniß den empirischen Beweis für die Nichtigkeit der theoretischen Vernunftlehre Kants erbringt. Es zeigt, daß die Hauptprobleme der Wissenschaft ihrem eigentlichen Kerne nach bis heute noch ungelöst sind und daß auch die Naturwissenschaften in dieser Hinsicht, trotz dem sie umgebenden Nimbus, nicht mehr geistigt haben als die philosophischen Disziplinen. Den Wahn zu zerstören, als ob die Naturwissenschaften die dunklen Räthsel der kosmischen, organischen und psychischen Prozesse erklärt hätten — wie der unkritische Geist der meisten Naturwissenschaftler wähnt —, daneben aber auch die unleugbaren Errungenschaften der experimentellen Forschung in ein helles Licht zu stellen, bildet einen Hauptzweck des Werkes. Aber auch der Wahrheitgehalt der Religion, deren erzieherlicher Einfluß nicht in Abrede gestellt werden soll, wird einer vorurtheilsfreien Prüfung unterzogen. Der ethische Nihilismus unserer Zeit ist ein Produkt der Ueberkultur und der unhaltbar gewordenen gesellschaftlichen Zustände. Die Heilmittel sind: Rückkehr zu einer idealeren und natürlicheren Lebensanschauung, Erhebung des Kunst- und Familienfinnes und eine energische Sozialreform. Möge mein Buch durch Verbreitung dieser Einsicht einen Beitrag für die Wohlfahrt der Menschheit liefern.

Leipzig.

Dr. Heinrich von Schöler.



Abbasah. Historische Novelle aus dem neunten Jahrhundert n. Chr. Verlag von Eduard Kornarius, Leipzig.

In meiner neuen Arbeit habe ich zum ersten Male die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschung, betreffend den Untergang der Sarmaten, dichterisch zu behandeln versucht. Ich habe mich im Wesentlichen an die Geschichte gehalten (so sind alle Hauptpersonen, auch „Abbasah“, alle Hauptvorgänge historisch), doch habe ich von der Freiheit, zu kombinieren, nicht Passendes auszufalten, Neues einzufügen, Gebrauch gemacht. Schon hierdurch bin ich von der trockenen Berichterstattung abgewichen. Bei dem Bestreben, ein treues Bild der Zeit zu geben (wobei manches Unerquickliche zu schildern war), hoffe ich doch, nicht das eigentlich Poetische vernachlässigt zu haben. Große kulturhistorische Perspektiven

zu eröffnen, lag nicht in meiner Absicht. Verschiedene vulgäre Wendungen, die dem gestrengen Kritiker als Nachlässigkeiten erscheinen könnten, habe ich mit Absicht nicht ausgemerzt, um nicht den Anschein des Steifen und Gezwungenen hervorzurufen. Gegen die Behauptung, ich sei in diesem Werk als ein Schüler von Ebers aufgetreten, muß ich mich im Voraus verwahren.

Magdeburg.

Eberhard Freiherr von Danckelman.



Eifersucht. Berlin, Schuster & Löffler.

Der Titel meiner Novelle zeigt, um was es sich handelt: um Eifersucht mit tragischem Ausgang als nothwendigem Endresultat einer gewissen Liebe bei bestimmten Individualitäten. Aber ich möchte gern ein paar Worte über das Thema in der Literatur hinzufügen. Die Eifersucht als tragisches Motiv ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern in der Literatur behandelt worden; aber ich glaube, es ließe sich in Bezug auf ihre Entstehung eine ähnliche Entwicklung nachweisen, wie wir sie auch sonst in der Dichtung haben, ich meine: von der mehr äußerlichen Motivirung durch zufällige Umstände und Intriguen zu einer rein innerlichen aus gewissen seelischen Dispositionen. Ich will nur an ein paar berühmte Beispiele erinnern: Shakespeare mit seiner dramatischen Gegenständlichkeit läßt die Eifersucht wie ein Gift langsam eintropfeln und bedarf äußerlicher Mittel, wie des berühmten Taschentuches. Nicht anders verfuhr Schiller bei der Intrigue, die Ferdinand zum rasenden Rächer aus Eifersucht macht. Weit intimer fassen dagegen die modernen Dichter die Aufgabe. Eshgaray bedurfte keiner Intrigue, keiner menschlichen Böswilligkeit: ihm genügte der gesellschaftliche Klatsch (Galcotto). Max Dreyer in seinem Drama „Drei“ braucht nur einen kleinen Zwischenfall, der eine Erinnerung wachruft, um in das Herz des Gatten den Zweifel hinauszusenken, aus dem sich dann, ganz aus sich selbst, in Folge eines grüblerischen Ganges die Katastrophe entwickelt. Ganz ähnlich ist auch mir das Problem aufgegangen; nur schien mir gar kein äußerer Anlaß zur Niederlegung des ersten Keimes nöthig. In einer überschwänglich empfindenden und zugleich etwas pedantisch-kurzblickenden Natur konnte auch der erste Keim aus der Wurzel des Wesens wachsen, um dann unter der Reibung verschiedenartiger Temperamente sich schnell zu entwickeln. Keine Einflüsterungen, keine starken äußeren Zufälle, nur die eigenen mißverstandenen Beobachtungen, Gehörs- und Gesichtstäuschungen, feine, aber einseitige Verstandesdeutungen und schließlich die Verständnißlosigkeit des Vaten für den Vorgang des künstlerischen Schaffens führen zu einem tragischen Ausklang.

Ernst Brausewetter.



Der Herr der Welt. Tragödie in fünf Akten. E. Ebering, Dramaturgisches Institut.

Wir leben in einer Zeit, die vielfach ein Vorurtheil gegen sogenannte historische Stoffe hat. Eine kritische Abwägung ist, als zu weilkäufzig, hier nicht am Platze. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß Shakespeare seine bedeutenden Stoffe sämmtlich aus der Vergangenheit nahm; ich glaube, weil die nahe Gegen-

wart mit ihrer Ueberfülle von Einzelheiten und ihren allzu parteilichen Interessen dem perspektivischen Grundgesetz aller monumentalen Kunst widerstrebt. Das sogenannte Gegenwartsdrama hat gewiß seine Berechtigung, eben so aber, wie mir scheint, das historische. Mein Stück ist kein Kostümsstück à la Ebers, kein Ausstattungstück à la Sardou, noch eine gelehrte Haupt- und Staatsaktion, sondern Menschen und Konflikte erwachsen aus ihren Verhältnissen. Ich wollte in dieser Tragödie des Affektes an der Person des jungen Papstes Benedikts des Neunten schildern, wie der Mensch, der mit allen Fasern seines Wesens im Diesseits wurzelt und doch um irgend welchen hohen Vohnes willen sich persönlich und moralisch dem Jenseits verpflichtet, zu Grunde geht. Das scheint mir der Kampf unserer ganzen Menschheitsgeschichte, besonders seit dem Siege des Christenthums. Unserer Zeit ist dieser unversöhnliche Gegensatz endlich zum Bewußtsein gekommen. Daher darf ich dieses Drama auch ein modernes nennen.

Charlottenburg.

Elisar von Kupffer.



Tage und Nächte. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Georg Brandes schickt meinem Gedichtbuch den folgenden Brief voran: „Hochgeehrter Herr, Ihre Sendung war mir im ersten Augenblicke sehr unwillkommen; ich erhalte meine zwanzig bis dreißig Briefe pro Tag; und acht bis zehn Pakete Manuskripte lagen schon auf meinem Tische, da Ihr Paket ankam und den Haufen vermehrte. Eine Woche habe ich es gar nicht geöffnet, im Voraus überzeugt, daß es nichts von irgend einem Werth enthalten würde. Angenehm wurde ich überrascht, da mir ein selbständiger Wohlklang aus den ersten Gedichten entgegenklang. Später habe ich die Sammlung durchgelesen. Ich bin ein Bißchen erstaunt, daß Sie sich an mich, statt an einen Ihrer eingeborenen Kunstverständigen, gewendet haben. Deutsch ist meine Muttersprache nicht und die Eingeborenen werden bessere Richter als ich darüber sein, inwiefern der Sprachton neu, die Sprachbehandlung originell sei. Mein Ohr hat natürlich nicht die Feinheit eines deutschen Ohres. Ich empfinde die Sache so: es liegt ein eigenthümlicher Wohlklang in Ihren Versen; z. B. „Weiße Rosen“ ist sehr schön, „Ein Liedchen“ ist originell, sehr fein, sehr zart und hat den in deutschen Versen so seltenen naiven Klang. Die Musik dieser Verse ergötzt mich, eine jugendliche Musik, die etwas Bethörendes hat. Die Vorzüge scheinen mir Jugend, Frische, Melodie, etwas Zartes, Eisenartiges. Dann die Mängel: nach meinem Geschmack zu wenig Plastik. Bisweilen, nicht selten, wird das Plastische durch Allegorien ersetzt, sogar der Tod mit seiner Sense, diese alte Perücke, kommt vor. Ueberhaupt Allegorien! Ich glaube, daß Sie eine Zukunft haben, glaube auch entschieden, daß Sie leicht einen Verleger finden werden. Wenn der Mann sein Geschäfft versteht, wird er fühlen, daß eine ganz eigene Anmuth in Ihren Versen steckt, etwas Einschmeichelndes und Grazioses, das in deutscher Lyrik nicht allzu häufig vorkommt. Empfangen Sie meine besten Wünsche für Ihre literarische Zukunft.“ Ich selbst knüpfe daran den Wunsch, daß dieser Brief des dänischen Literaturhistorikers meinen Gedichten deutsche Leser herbeirufen möge.

Wien.

Adolph Donath.



West-Westliche Bankmanöver.

In Elberfeld gab es neulich eine rednerische Verbrüderung; ein Oberpräsident und ein Bankdirektor waren die Wortführer: Herr von Gohler aus Westpreußen und Herr Dr. Jordan von der Bergisch-Märkischen Bank. Auf die Rolle des Herrn Jordan habe ich hier schon früher hingewiesen, als es sich um die Fusion mit der Deutschen Bank handelte. Wer auf geschäftlichem Gebiet heute bei uns mit Erfolg hervortreten will, muß gewisse Formen beherrschen; deshalb sieht man unsere Juden auch noch verhältnißmäßig selten in der ersten Schlachtreihe der Bankmanöver. Kein Verständiger wird den Provinzen Ost- und Westpreußen die wirksamste Hilfeleistung des Westens zurückgelassen sind. Bedenken aber müssen gestattet sein, besonders, wenn die Handelsausfälle durch die Schaffung neuer Industrien hereingebracht werden sollen. Industrie: es ist das moderne Zauberwort, das, wenn man gewissen Programmen trauen darf, Wüsteneien in blühende Tristen verwandeln kann. Unsere „inneren“ Staatsmänner gedenken der großen Geldsummen — die bei uns doch keineswegs brach liegen — und glauben, nur durch Verwendung von Kapital ausgedehnte Arbeitsgebiete herbeizuziehen zu können. Der sichere Weg ist aber da zu finden, wo sich der Drang nach Bethätigung in vielfachen Formen mühsam emporarbeitet, den Mangel an Baarmitteln längere Zeit empfindet und dann erst das Großkapital zu sich heranzieht. Wären in Königsberg oder Danzig, in Bromberg oder Elbing die Geschäftsaussichten wirklich sehr gut gewesen, so hätten unsere Banken dort schon längst ihr Feld ausgejacht. Denn nach Norden, wie etwa in Frankreich, finanziert man bei uns nicht. Die Frage muß also gestellt und beantwortet werden, ob alle die Gnaden, die unsere Regierung jetzt dem preussischen Osten verheißt, mehr sind als Ergebnisse einer vorübergehenden Stimmung. Für Ostpreußen und Schlesien hat ja die Seehandlung schon eine ganz neue Gründungspolitik eronnen, an der wohl auch die Breslauer Diskontobank und deren berliner Inspiratoren als Berater theilhaftig sind. In diesen Kreisen wird das Wort Verdienen nicht klein geschrieben. Auch für Westpreußen scheint jetzt eine finanzielle Kombination im Werden oder schon geworden zu sein. Für alle diese neuen Aktiengesellschaften, Banken und Fabriken giebt es einen genauen Präzedenzfall. Kommen solche Papiere mit einem ziemlichen Agio heraus, so wird unter der Fahne der dabei ganz arglosen Regierung das Publikum übertheuert, die jungen Unternehmungen haben von vorn herein die Schwierigkeit, für hohe Dividenden sorgen zu müssen, und die Banken schöpfen den Rahm, nämlich das Agio, ab. Solche Befürchtungen würden aber hinjällig, wenn diese Aktien einfach zu Pari emittirt würden und die patriotischen Bankiers sich mit einer offenen Provision begnügten. Mehr als ein solcher Verdienst würde auch dem relativ geringen Risiko, das in diesem Fall zu tragen ist, kaum entsprechen.

Es muß auf den ganz neuen Versuch hingewiesen werden, große Provinzinteressen mit einer schlauen Bankiergeschicklichkeit zu verbinden; sicher ist schließlich noch nicht, ob die angeblichen Segnungen, die jetzt über den Osten ausgeschüttet werden sollen, um diesen Preis nicht zu hoch bezahlt wären. Allmählich käme der industrielle Fortschritt auch ohne Anstoß von außen; die Behörden haben nur den edlen Ehrgeiz, ihn nach Kräften zu beschleunigen. Nun befindet sich aber

Deutschland nicht mehr in der Periode des früheren französischen Milliardeninflusses, sondern es hat seine Kapitalien — und auch vom Auslande ungeheure Summen — längst in guten Geschäften festgelegt. Und die immer brennendere Frage, wie man wichtige Industrien weiter flüssig halten kann, auch wenn Bernher Beit in London einmal satt ist und die Rothschilds noch ferner ablehnend bleiben, — diese Frage behält doch neben der von den Herren von Gossler und Jordan abgepriesenen Kulturaufgabe ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Welcher geheimnißvolle Umstand soll eigentlich Westpreußen für Fabriken besonders geeignet machen? Bei fast allen neueren Industrieegründungen scheint mir die Frage nach den Arbeiterverhältnissen, dem Arbeitermaterial, wie der klassische Ausdruck lautet, im Vordergrunde zu stehen. So hat Riga seine glänzend rennende Waggonfabrik weniger wegen der maritimen Lage als wegen der sehr guten lettischen Arbeiter. So möchten die englischen Hütenmänner, so weit es die russische Politik irgend erlaubt, Hochöfen in Rußland anblasen, nicht wegen der abgeklärten Eislieferung, sondern weil sie in England keine Arbeiter mehr bekommen und im slavischen Osten die Gewalt der Behörden über die schwierige Faust noch ungebrochen ist. Wie steht es nun in Westpreußen um die Arbeiter? Ich habe aus den drei großen dortigen Bezirken, Danzig, Elbing und Thorn, eine ganze Reihe von Jahresberichten durchgesehen; ein Ueberfluß an Händen scheint da nicht vorhanden zu sein. So klagte Danzig noch im Jahre 1896, daß bei einem starken Güterandrang im Expeditionsgeschäft es nicht allein an Rähnen, sondern auch an Arbeitskräften gefehlt habe, obwohl ihnen gute Bezahlung winkte. Im Jahre 1897 klagte die weltberühmte Schiffswerft von Schichau, die das ganze Jahr hindurch fortgesetzten Arbeitereinstellungen der königlichen Artilleriewerkstatt hätten die Löhne so in die Höhe getrieben, daß häufig der bei der Uebernahme von Aufträgen berechnete Gewinn durch Lohnzuschläge nahezu vollständig aufgezehrt worden sei. Eben so berichtet die Schiffswerft und Maschinenbauanstalt Johannsen, die kaiserliche Werft entziehe ihr die besten Arbeiter, so daß sie, trotz einer zehnprozentigen Lohnerhöhung, wegen Arbeitermangels manche Aufträge ablehnen mußte. Der Staat selbst ist es also, der die Arbeit in dieser Provinz vertheuert. Auch in Elbing sieht es in diesem Punkt nicht besser aus. So erklärte noch im vorigen Jahr eine dortige Eisengießerei für Handelsartikel (Tischen), sie sei, um dem lebhaften Bedarf an Gußtheilen aller Art zu genügen und dem Mangel an geeigneten Arbeitskräften vorzubeugen, genöthigt gewesen, für die Gießereiwerkstätte eine Anzahl neuer Maschinen anzuschaffen, die von gewöhnlichen Arbeitern bedient werden. Schon vorher war über Mangel an tüchtigen Formern berichtet worden. Uebrigens sehen wir jetzt auch am Rhein oft Betriebsumwandlungen, die nur eine Ersparniß an Arbeitern bezwecken; und auch dort wird stets über das Fehlen geeigneter Kräfte geklagt.

Es mag zweifelhaft sein, ob die Vertreter von Handel und Gewerbe immer über das Gebiet ihrer eigenen Thätigkeit hinaus zu sehen vermögen und ob sie sich nicht oft gegen jenseits ihrer Grenzen liegende Veränderungen sperren; sicherlich muß man aber ihre Ansicht beachten. Interessant ist es, zu sehen, mit welcher Rührigkeit z. B. Danzig gegen jede ungünstige Behandlung Rußlands oder Americas durch unsere Zollpolitik Vorstellungen erhebt und angstvoll besonders vor einer möglichen Revanche Rußlands warnt. Als unter Caprivi die Handelsverträge berathen

wurden, hatte sich bekanntlich die alte Weichselstadt mit Königsberg, Stettin und Lübeck zu einer kaufmännischen Abordnung nach Berlin vereinigt, um den Kanzler über die Schädlichkeit von Differentialzöllen aufzuklären. Danzig war auch der Hafenplatz, der von Anfang an keine Ermäßigung der Kohlenausnahmetarife von Oberschlesien nach den ost- und westpreussischen Seehäfen haben wollte; nach dem Wegfall der englischen Kohle, so hieß es, würde die Hedererei nicht mehr im Stande sein, die Ausfuhr von Getreide, Holz, Zucker, überhaupt von Massenartikeln von Danzig nach England zu vermitteln. Als Rückfracht könne nur Kohle in Betracht kommen, da die sonstige Gütereinfuhr Englands bestimmten Dampferlinien übertragen sei. Auch versorge Danzig Plätze wie Elbing, Graubenz, Thorn, Marienwerder, Schweg, Neuteich, Liegenhof, Marienburg und Dirschau mit englischer Schmelzkohle und Heizkohle und dieser Verkehr würde fortfallen, wenn deutsche die englische Kohle verdrängte. Früher bezog z. B. Elbing seine Kohle meist aus schlesischen Gruben und nur einzelne Ladungen aus Grimsby. Die schlesische Kohle muß also bei den beiden wichtigsten Firmen theurer geworden sein. Thorn beschwert sich sogar über die schlechten Lagerplätze am Weichselufer, die einen sonst noch größeren Bezug von englischer Kohle verhindert hätten. Dagegen haben die Danziger ein starkes Interesse an der Versorgung der oberschlesischen Hütten mit überseeischen Erzen und treten da auch für Ausnahmetarife ein. Ueber die Expedition des englischen Roheisens wird nur geklagt, weil in Polen das einheimische Fabrikat das fremde unaufhaltsam verdrängt.

Im Getreidehandel nehmen die polnischen und russischen Zufuhren ab. In Polen hat das Wachstum der Bevölkerung die Mühlenindustrie geschaffen und Rußland hat sein Eisenbahnnetz in so großem Stil ausgebaut, daß Getreide jetzt mehr über die Häfen des Asowschen und Schwarzen Meeres befördert werden kann. Der elbinger Bezirk hat von der Unternehmungslust der Allgemeinen Deutschen Kleinbahngesellschaft beträchtlichen Nutzen gehabt; der Verkehr mit Liegenhof hatte sich z. B. eine Weile schon nach Marienburg und Danzig gezogen. Elbing hat bekanntlich große Tabakfabriken. Im thornr Bezirk war der Absatz von Eisenwaaren nach Warschau in den letzten Jahren oft schwierig, weil die Kreditverhältnisse sich verschlechtert hatten. Auch gravitirt allmählich das ganze dortige Gouvernement nach Warschau selbst. In diesem Bezirk sind auch die Eisenbahnverhältnisse ungünstig verändert; namentlich lenkt die Linie Jordan-Kulmsce-Schönsee den Verkehr nach Bromberg ab. Man hofft dort auf eine Hafenbaugesellschaft, die für die Flößerei und für die Schifffahrt nützlich werden könnte; besonders wird an eine Entwicklung der Holzindustrie gedacht. Neu sind einige mechanische Schuhfabriken mit Kraftbetrieb. Ueber das Bernsteingeschäft sind die Urtheile in der Provinz verschieden. Hier wird die Abhängigkeit von der bekannten Königsberger Firma mit Trauer erwähnt; dort heißt es, für die nächsten Jahre sei der ganze Handel unsicher, weil die Erneuerung der Pacht leider fraglich geworden sei; und in einem anderen Bericht wird der Wiedertritt der alten Monopolistin freudig begrüßt. Schwarz auf Weiß liegen diese Widersprüche vor mir.

Gewiß soll Mitdeutschland seiner östlichen Provinzen gedenken. Immerhin darf man aber neugierig sein, wie viel in Danzig, Elbing und im thornr Nevier schließlich an dem Aktiengeist einiger Bankdirektoren verdient werden wird.

Pluto.